GEO POLITIK

US DEM INHALT DES HEFTES:

Lautensach / Deutschland und Frankreich
Schultz / Die vier offenen Schäden Europas
Haushofer / Japanische Staatskultur
Lorenz / Klima und Sterblichkeit
Statistik der amerikanischen Einwanderung
Berichterstattung

URT VOWINCKEL VERLAG

T3 / MÄRZ II. JAHRGANG 1925 2 MARK

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

Herausgegeben von *Dr. K. Haushofer*, Honorarprofessor a. d. Univ., Gen.-Major a.D., München, Arcisstr. 30, Tel. 57512, *Dr. E. Obst*, o. Professor a. d. Technischen Hochschule, Hannover, Geibelstr. 24, Tel. Nord 8186, *Dr. H. Lautensach*, Studienrat, Hannover, Freiligrathstr. 9, Tel. West 5948 und *Dr. O. Maull*, a.o. Prof. an der Univ., Frankfurt/Main, Franz Rückerstrasse 23, unter ständiger Mitarbeit des „Wirtschaftsdienst", Hamburg, Poststrasse 19 / Schriftleitung: *Dr. F. Hesse*, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83, Tel. Pfalzburg 2234

II. JAHRGANG 1925

HEFT 3 · MÄRZ

INHALT:

DER PREIS:

Das Einzelheft . . . . 2 Reichsmark
Die Vierteljahresfolge . . . . 6 Reichsmark
Die Halbjahresfolge . . . . 12 Reichsmark
Die Jahresfolge mit Register . . . . 24 Reichsmark

Postscheckkonto: Zeitschrift für Geopolitik, Berlin 16019, Kurt Vowinckel Verlag, Wien 55918. Bankkonto: Delbrück Schickler & Co., Berlin

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. Karl Haushofer, Honorarprofessor an der Universität, Gen.-Major a. D., München, Arcisstrasse 30,
Dr. phil. H. Lautensach, Studienrat, Hannover, Freiligrathstr. 9,
Dr. phil. P. Lorenz, Helenendorf, Aserbeidjan,
Dr. O. Maull, a. o. Professor a. d. Universität, Frankfurt a. M., Franz Rückerstraße 23,
Dr. E. Obst, o. Professor an der Technischen Hochschule, Hannover, Geibelstr. 24,
Georg Julius v. Schultz †.

KURT VOWINCKEL VERLAG
BERLIN-GRUNEWALD / HOHENZOLLERNDAMM 83

HERMANN LAUTENSACH: DEUTSCHLAND UND FRANKREICH

Gewiß ist die deutsche Außenpolitik durch die furchtbare Bürde von Versailles, St. Germain, Spaa und London in ihrer Handlungsfreiheit beschränkt in einem Maße, wie das seit Menschengedenken nie bei einem Staat gleicher Größe der Fall war; immerhin ergibt sich aus dem völligen Zusammensturz alles dessen, was vorher war, aus der grundlegenden Veränderung des politischen Weltbildes durch den Weltkrieg, aus dem Zerreißen fast aller vor 1914 bestehenden Fäden der winzige Vorteil, daß die Rücksicht auf Vorkriegsbindungen entfällt, daß voraussetzungs- und — in der Sache, nicht im Vorbild! — traditionslos eine völlig neue Plattform für die Grundlinien unseres Verhaltens gegenüber den andern Staaten gesucht werden kann und muß. Die ungeheure Gefahr, die bei dem Suchen nach solcher neuen Plattform auftaucht, ist die, daß das deutsche Volk der Versuchung, kleine Augenblicksvorteile nicht ungenützt zu lassen, erliegt und sich damit in eine Richtung begibt, die schließlich in einer Sackgasse endet. Das deutsche Volk ist in der Lage eines Kletterers, der sich vor die Aufgabe gestellt sieht, einen bisher unerstiegenen Dolomitgipfel zu bezwingen. Fast überall nur glatte, grifflose Felsen, deren Angehen den sicheren Absturz bedeuten würde! Aber zwischen diesen winken vielleicht im Laufe des Anstiegs in nächster Nähe einige gute Tritte, die den Kletterer ein Stück in die Höhe bringen; aber je weiter er steigt, desto schwieriger wird auch dieser scheinbar einzige Weg, und schließlich endet der Versuch ohne Erreichung des Zieles, während möglicherweise unfern jener ersten guten Tritte ein paar allerdings sehr schwierige Gänge, die höchste Anstrengung aller Muskeln verlangen, eine andere Anstiegroute erschließen, die den Gipfel zu bezwingen ermöglicht. Das schwierigste Problem deutscher Außenpolitik wird auf jede absehbare Zeit die Beziehung zu Frankreich sein. Wenn Politik die Kunst ist, das im staatlichen Leben Mögliche zu erreichen, so wird es an erster Stelle darauf ankommen, den Rahmen zu erkennen, innerhalb dessen die politischen Möglichkeiten liegen. Diesen liefert, soweit er nicht überhaupt nur der intuitiven Erfassung der ganz großen unter den Staatsmännern zugänglich ist, neben anderen Wissenszweigen die Geopolitik, und so ist die Betrachtung der geopolitischen Grundlagen, auf denen das Verhältnis von Deutschland zu Frankreich ruht, von hohem Wert.

Durch seine Lage befindet sich Frankreich fast ausschließlich in einem schlechterdings unausgleichbaren Vorteil vor Deutschland. Im Rahmen Europas besitzt Frankreich eine ausgesprochene Randlage: Auf seiner biskayischen

Front hat bisher kaum ein politischer Druck gelastet. Ein solcher könnte erst dann eintreten, wenn sich von Amerika her geopolitische Druckkräfte über den Ozean herüber entwickeln sollten; der usamerikanische Kapitaldruck kann aber kaum in diesem Sinne gewertet werden, da er nicht raumgebunden ist. Auch die Pyrenäenfront kann als druckfrei gelten. So hat Frankreich einen Rücken. Selbst die Seiten, die Alpenfront, die Mittelmeerfront, ja sogar die Kanalfront werden — von kurzen Ausnahmezeiten abgesehen — seit dem Ende der Napoleonischen Zeit nicht mehr als gefährdet gefühlt, und so schaut Frankreich starr und wie in einer Psychose gebannt nach Nordosten, auf das Deutsche Reich. Dieses ist das Land ohne Rücken, der einzige große europäische Staat in ausgeprägter Mittellage. Wie ich im Augustheft des ersten Jahrgangs der Zeitschrift für Geopolitik ausgeführt habe, hat diese Mittellage im Laufe der deutschen Geschichte meist eine unglückliche Auswirkung gefunden, und doch erforderte zu allen Zeiten und erfordert noch heute ein wahres europäisches Gleichgewicht ein starkes Deutsches Reich, das allein der „balance of powers" die zentrale Ruhelage zu geben imstande ist. Während des Weltkriegs ist die europäische Mittellage zu einer planetarischen geworden, und diese Situation hält auch in der Nachkriegszeit an, obwohl Deutschland, das zuvor im Brennpunkt politischen Weltinteresses und Welthasses stand, seither in den Schatten gerückt ist, und obwohl sich auf der Gegenseite des Erdballs eine neue Zone größter politischer Reibungsflächen zu entwickeln beginnt. Sollte der Zerfall der Welt in einen osteurasiatischen Block und einen Block der angloamerikanisch-französischen Ausbeutungsmächte vollständig werden, so wird die planetarische Mittellage das deutsche Volk vor die folgenschwersten Entscheidungen stellen, aber sie wird ihm gleichzeitig eine gewisse Freiheit des Handelns wiedergeben. Die beiden vorhergehenden Leitaufsätze haben diesen Gedanken vom russischen und vom ostasiatischen Standpunkt aus umrissen. Bei Abwägung der zukünftigen Beziehungen Deutschlands zu Frankreich wird ihm ebenfalls eine hervorragende Bedeutung zukommen.

Zur Mittellage, die das Deutsche Reich zum nachbarreichsten Staat Europas macht, kommt die Zwischenlage, die ihm im weitgeöffneten Osten die Anlehnung an eine Naturschranke, wie sie hier erst der Warägische Grenzsaum darstellen würde, vorenthält, und die ihm auch im Westen im Bereich des Arelatisch-Lothringischen Grenzsaums, kein von vornherein scharfes Ziel für ein Raumerfüllungsstreben geben konnte. Dagegen ist Frankreich, allein von seiner Nordostgrenze zwischen Schweizerjura und Kanalküste abgesehen, überall von ausgeprägtesten Naturschranken umgeben. War doch schon das „Gallien" Cäsars ein allgemein anerkannter, im Bewußtsein des Altertums scharf umrissener geographischer Begriff, ganz im Gegensatz zum „Großgermanien" der gleichen Zeit. Diese straffe Zusammenfassung des Landes

durch Naturschranken mußte der Ausbildung einer einheitlichen Nation und eines zentralistisch regierten Staates förderlich sein, während die deutsche Zwischenlage eine klare Zielsetzung und Stetigkeit der großen Politik ungemein erschwerte.

Und schließlich hat sich für Deutschland seine mehr binnenländische Lage immer wieder als ausschlaggebend erwiesen. Sie zwang es, die Stöße asiatischer Nomadenvölker, der Avaren, Madjaren, Mongolen, Türken mit seinem Leibe aufzufangen und sich damit zum Schildträger seines westlichen Feindes zu machen. Und heute ist es der bolschewistischen Gefahr des wieder asiatisch gewandelten russischen Riesen unmittelbarer ausgesetzt als jener. Zugleich ist ihm der offene Weg zum Weltmeer versperrt. Der Seeweg nach draußen führt an Frankreichs Küsten vorüber und kann völlig blockiert werden. Seine Möglichkeiten, in ein weltumspannendes Spiel der politischen Kräfte einzugreifen, sind stets geringere als die Frankreichs. Umgekehrt kann dieses, das kraft seiner Lage an zwei verkehrsbelebten Meeren frühzeitig zur Kolonialmacht emporwuchs, planetarische Kräfte in Fülle im Kampf mit dem Deutschen Reich in die Wagschale werfen. Das deutsche Volk darf diese kontinentale Grundlage seines Daseins nie vergessen. In einem — irgendwie gearteten — Schutzvertrag mit seinen maritimen westlichen Nachbarn würde es schon aus dieser Lage heraus stets die Rolle des geknebelten Partners spielen.

Die Oberflächengestalt des deutschen Raumes ist gänzlich verschieden von der des französischen. Allerdings sind beide auf den Dreiklang: Hochgebirge, Mittelgebirge, Flachland gestimmt. Aber wie viel günstiger ist die Anordnung dieser in Frankreich als bei uns! Dort zwischen Alpen und Pyrenäen die breite Lücke, die Mittelmeerklima und Mittelmeervegetation von Süden hereinläßt, hier im Anschluß an eine rauhe Hochfläche eine Hochgebirgsmauer, die aber immerhin nicht durchgangslos genug war, um die Römerzüge der deutschen Kaiser unmöglich zu machen. Dort, von dem leicht umgehbaren französischen Zentralplateau abgesehen, ein niedriges, schmales und vor allem mit vorzüglichen Pässen ausgestatteter Mittelgebirgszug, hier im Süden eine breite Kästelung in Einzelbecken, im Norden gar eine machtvolle Mittelgebirgsschwelle, die nur von wenigen Strömen in engen gewundenen Durchbrüchen gequert wird. Dort ein aus festem Gestein aufgebautes Flachland mit meist fruchtbarem Verwitterungsboden, hier ein glaziales Aufschüttungsflachland mit weiten Strecken unfruchtbaren Moor- und Sandbodens und schwer passierbaren versumpften Urstromtalungen. Das Höchste jedoch, was der französische Boden seinen Bewohnern an günstiger Gliederung bietet, ist das Seinebecken. Schüsselförmig legt sich in ihm eine Gesteinsschale in die andere. Vom Tertiär in der Mitte bis zum Braunjura am Außensaum steigen die Gesteinsbänke jedesmal in allen Richtungen sanft an und

brechen schließlich in kreisförmig begrenzten Schichtstufen gegen die älteren sich nach außen anschließenden Schichten ab. Besonders ausgeprägt sind diese Schichtstufen im Ostsektor. Namen wie Champagnehöhen westlich von Reims, Chemin des Dames — Argonnen, Lorettohöhe — Côtes Lorraines — Priesterwald, Höhen von St. Privat-Gravelotte beweisen das. Sie machen den Kern des Seinebeckens, die „Ile de France“, zu einer großartigen natürlichen Festung. Nur die bitterste Not der Selbsterhaltung konnte die Deutschen dazu zwingen, diese Festung in drei furchtbaren Kriegen zu berennen. Trotzdem bietet das Seinebecken für den Verkehr in Friedenszeiten keine Hindernisse. Denn die Flußtäler durchbrechen die Stufen: die untere Loire, die obere Loire und ihre Fortsetzung, der Loing, die Yonne, der Armançon, die obere Seine, Aube und Marne, die Aisne und Oise, die untere Seine, sie alle bilden einen Strahlenfächer und konzentrieren die Straßen im naturgegebenen Mittelpunkt des Seinebeckens, in Paris. Von ihren äußeren Enden führen die oben erwähnten leicht gangbaren und schon im 17. Jahrhundert kanalisierten Pässe ins Rhonegebiet, und die oft umkämpfte breite Senke von Poitiers schließt das Garonnebecken ans Seinebecken. So ist Paris aus der Hauptstadt des Seinebeckens zur Metropole Frankreichs geworden.

Diese Verkehrsgunst des französischen Raumes fand frühzeitig ihren geopolitischen Ausdruck. Schon die römische Verwaltung war zentralistisch und gönnte den eben romanisierten Keltenstämmen nicht das freie Ausleben eng gebundener Stammesart, in dem sich die Deutschen im freien Germanien gefielen. Auf den Trümmern der römischen Provinzen Galliens errichteten die Franken ihr Königtum. Sie sind auf dem europäischen Festland das einzige germanische Volk der Völkerwanderungszeit, dessen Gründung außerhalb des heutigen deutschen Sprachbereichs Bestand hatte. Sie wurden aus einem Stammesverband zu einem Staat in dem Augenblick, als sie den letzten Rest römischer Herrschaft in Gallien, das Reich des Syagrius, eben das Seinebecken, eroberten und damit römische staatsrechtliche Einrichtungen übernahmen. Nachdem der Vertrag von Ribemont (880 n. Chr.) die Grenze zwischen dem Westfränkischen und Ostfränkischen Reich in den Arelatisch-Lotharingischen Grenzsaum gelegt hatte, folgt für ersteres eine fünfhundertjährige Periode innerer Sammlung, während in Deutschland die Rompolitik der deutschen Könige und Kaiser in scharfem Widerstreit zu der östlichen Kolonisationspolitik gewisser mächtiger Lehensfürsten steht. Das erbliche Königtum der Kapetinger, deren unmittelbares Kronland ursprünglich im Seinebecken lag, vermochte die Macht der Grandseigneurs zu bändigen. Denn es konnte sich auf die frühzeitig auf römischer Grundlage erblühten Städte und auf den Klerus stützen, der nicht in dem Maße wie in Deutschland weltliche Hoheitsrechte besaß, so daß ein Investiturstreit gegenstandslos gewesen wäre. So kam außerdem für das fran-



zösische Königtum das Streben nach der römischen Kaiserkrone von vornherein nicht in Frage, besonders nicht, nachdem 1032 das Deutsche Reich das Königreich Burgund gewonnen und durch diese Westalpenstellung Frankreich von Italien abgeschlossen hatte. Unter den Valois setzt sich diese Entwicklung fort. Es wird eine Reichssteuer, die Taille, eingeführt und mit ihrer Hilfe ein stehendes Heer geschaffen. 1438 wird durch die pragmatische Sanktion von Bourges eine Nationalkirche begründet. Der in Frankreich schon im 13. Jahrhundert einsetzende Absolutismus hat diese Vereinheitlichung und Zentralisierung begünstigt. Gewiß hat auch die furchtbare Not, in die Frankreich durch den Einfall der Engländer kam, diese Entwicklung gefördert. Aber unverkennbar haben ebenso die geographischen Verhältnisse des französischen Raumes ihren beachtenswerten Anteil. Unter Ludwig XI., etwa um 1470, ist der französische Raum vom französischen Königreich gefüllt. Schon vorher, etwa zur Zeit der Jeanne d'Arc, ist in der Hauptsache die französische Nation fertig. Als die Wirren der französischen Revolution für kurze Augenblicke eine innerpolitische Spaltung zu bringen drohten, da zerschlugen die Jakobiner mit feinem geopolitischen Instinkt die Gouvernements des Ancien Régime, die landschaftlich abgegrenzt waren, in die politisch-geographisch sinnlosen 87 Departements, die sie alle einzeln an Paris banden. So steht Frankreich seit 1500 in bewundernswürdiger Einheit da, bereit zu Schlägen nach außen.

Solche Schläge führt es nur bis 1659 und von 1808 bis 1813 nach Süden. Und wenn es nach Südosten schlug, so geschah das zum Teil nur, um im Nordosten zu gewinnen. Napoleon eroberte 1796 den Mittelrhein an der Etsch. Mit der ganzen Leidenschaft, die die Sucht nach der Hegemonie über ganz Europa entflammte, warf sich das französische Volk auf die Grenze seines Raums, die den Anlauf am wenigsten hemmt, den lothringischen Grenzsaum. Winkte hinter diesem doch außerdem der Strom, den Cäsar zu Unrecht Gallien als Grenze gesetzt hatte, und den das französische Volksempfinden ebenso zu Unrecht als die „natürliche Grenze" seines Wohnraums betrachtet, der Rhein. Mit Recht betont Stegemann: „Der Besitz des Stromes verleiht von jeher jedem von Süden oder Westen kommenden Eroberer die Macht über die ganze Zone Mitteleuropas . . . ., während der rechts des Rheins unmittelbar an seinen Ufern hausende Bewohner des (ganzen) Stromlandes bedarf, um frei und unabhängig zu leben. So wurde der Kampf um den Rhein der im Westen Europas aufgekommenen französischen Nation zur politischen Leidenschaft, den in der drangvollen Mitte siedelnden Deutschen aber zum geschichtlichen Schicksal."

Es dürfte sich erübrigen, die Parallele durch ausführliche Behandlung Deutschlands voll auszuziehen. Hier geht die Entwicklung, nicht zum wenig-

sten auf Grund der Kästelung und Zwischenlage des deutschen Raumes, fast 1000 Jahre langsam abwärts; Ausgeprägte Art der Stammesherzogtümer, Wahlkönigtum, keine Reichssteuer und kein stehendes Reichsheer, Versuch des Königtums, sich auf die von Natur zentralistisch eingestellten geistlichen Fürsten zu stützen und im Gefolge Kampf mit dem Papsttum, der die Deutschen in einen fremden Lebensraum hineinlockt und daher auf die Dauer fruchtlos bleibt. Dadurch Vernachlässigung und häufige Unterbrechung der Ostkolonisation, was zu einer höchst unglücklichen Endlage der dortigen Sprachenverteilung führt. Geringer Instinkt der Deutschen für großräumige Politik, daher Sitte der Erbteilung und Zerspaltung in eine Unzahl von winzigen Herrschaften. Der zu spät einsetzende Absolutismus kommt nur diesen, nicht dem Reich zugute. Erst vom 17. bis 19. Jahrhundert entwickeln sich in den beiden Flachländern des deutschen Bodens, dem Norddeutschen Tiefland und der Oberdeutschen Hochebene, staatliche Gebilde größeren Umfangs und kraftvoller Art, Preußen und Bayern, und es bedurfte eines Bismarck, um die Deutschen endlich zur Nation zusammenzuschweißen. Religiöser Zwiespalt und kriegerische Glaubenskämpfe, während in Frankreich Heinrich IV. mit der Bemerkung: „Paris vaut bien une messe" zum Katholizismus zurückkehrt und damit die Glaubenseinheit seines Volkes neu begründet. So trat Deutschland unter sehr ungünstigen Vorbedingungen in den nunmehr reichlich 400 Jahre währenden Kampf um den Rhein.

Diesen führte Frankreich aus der Seinefestung heraus mit zwei Stoßrichtungen: einmal durch das aufgelöste Ende des Lotharingischen Grenzsaums, die Hennegaulücke, hindurch auf das flandrische Glacis hin mit dem Ziel, die Rheinmündungen zu erreichen und gleichzeitig Großbritannien zu flankieren, das andere Mal in der Richtung des geringsten Abstandes seines Eigenraumes von dem Strom: durch Lothringen und die Zaberner Lücke zum Elsaß, während das schwer gangbare Mittelstück, das Rheinische Schiefergebirge mit seinen gewundenen Talschluchten, dann der beiderseitigen Umfassung erliegen mußte.

Nach dem wuchtigen deutschen Gegenstoß von 1870 steht Frankreich jetzt wie vor 120 Jahren wieder am Ziel seiner ehrgeizigen Expansionspolitik: Es beherrscht das Stromgebiet faktisch von Basel bis Emmerich und hat damit die Hegemonie auf dem europäischen Festland. Vom Niederrhein und Ruhrgebiet drückt es auf die deutschen Nordseehäfen, aus dem Raum um Koblenz heraus auf die westlichen der Verbindungen zwischen Nord- und Süddeutschland, aus der Mainbucht heraus droht es, den Verkehr zwischen beiden völlig zu erdrosseln, und aus dem Raum von Kehl heraus hat es uns zeitweilig die Linien nach der deutschen Schweiz abgeschnitten. Jeder Deutsche fühlt es heute am eigenen Leibe, daß Frankreich mit dem Rheingebiet das ganze Reich

eherrscht. Gerade deswegen kann der Kampf um den Rhein nicht zu Ende ein. Ihn aufgeben hieße für das deutsche Volk sich selbst auf-;eben.

In die dunkle Nacht unserer Ohnmacht leuchten der Sehnsucht nach einer Viedererlangung des bislang reichsdeutschen Rheingebietes drei schwache Ioffnungsstrahlen. Der Gegner, der heute mit gepanzerter Faust, mit Tanks, 'erngeschützen, Giftgasen und Fliegergeschwadern das deutsche Volk drückt, st in eine gewisse Erstarrung und Unbeweglichkeit seiner militärischen Halung getreten. Nicht mehr das stürmische Draufgängertum der französischen Revolutionszeit! Zwar grausam drohende Gebärde, die gewiß durch die un-;eheuren maschinellen Machtmittel Bedeutung genug für uns hat, aber doch inkende Volkskraft dahinter! Allein von 1913 bis 1921 ist die Bevölke-ungsdichte Frankreichs von 74 auf 71,2 gesunken, seine Gesamtbewohnerzahl iat sich trotz der Einverleibung des dichtbevölkerten Elsaß-Lothringen in der ;leichen Zeit verringert. Daher der immer stärker werdende Anteil der 'arbigen im französischen Heer. Die Eingeborenen-Truppen machen heute chon mehr als ein Viertel des Gesamtheeres aus, die Infanterie enthält nicht nehr 50 % weiße Franzosen. Bereits liegen in vielen Dutzenden von Garni-onen des französischen Machtbereiches Berber und Araber, Neger vom Senegal ınd aus Madagaskar, Gelbe aus Annam und Tonking. Die Franzosen werden liese Farbigen nur dann auf die Dauer als eine in ihrem Interesse schlag-:räftige Truppe betrachten können, wenn sie ihnen die Überzeugung beizu-ringen verstehen, daß sie für ihre eigene Sache stehen und fallen. Das lürfte allein auf Kosten einer rassischen Verschmelzung, nicht, wie heute üblich, ıur durch gelegentliche Verleihung des Bürgerrechts an Afrikaner durchführ-ıar sein. Eine solche aber wird sich Frankreich noch wohlweislich überlegen. Es würde ein Problem heraufbeschwören, in dem es nicht nur die Anglo-Amerikaner, sondern fast die ganze europäisch beeinflußte Welt sich gegenüber ehen würde. So dürfte der immer wiederholte Schrei Frankreichs nach Sicherung nicht nur eine politische Geste sein. Es steckt die bitterernste Sorge lahinter, den Einbruch in den deutschen Raum nicht auf Jahrhunderte halten u können.

In kapitalistischem Sinn hat Frankreich den Weltkrieg zusammen nit ganz Europa an Amerika verloren. Das Kapital ist aber heute mehr lenn je die unbedingt notwendige erste Grundlage einer jeden expansiven Aachtpolitik.

Schließlich steht das französische Volk in wirtschaftlicher Hinsicht an einem edeutungsvollen Scheidewege: Will es das agrarisch eingestellte Rentner-olk bleiben oder ein fieberhaft arbeitendes, alle Gewinnmöglichkeiten bis um Äußersten ausnützendes Industrievolk werden? Geht es den alten Weg

weiter, so wird es ihm Mühe kosten, technisch auf der Höhe zu bleiben, d
die Aufrechterhaltung der Hegemonie erfordert. Wählt es aber den zweite
so werden ihm schwere soziale Kämpfe bevorstehen, wie sie Englands Wirkung
kraft hemmen und Deutschlands Fall mitverschuldeten.

Bismarck sagt in seinen „Gedanken und Erinnerungen": „Jede Großmach
die außerhalb der Interessensphäre auf die Politik der anderen Länder
drücken und einzuwirken und die Dinge zu leiten sucht, die periklitiert auße
halb des Gebietes, welches Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolit
und nicht Interessenpolitik, die wirtschaftet auf Prestige hin." Frankreich h
diese Mahnung bisher nie anerkannt, wird sie entsprechend der ganz
psychischen Einstellung seines Volkes nach menschlichem Ermessen auch n
verstehen. Deshalb wird das deutsche Volk das Stromgebiet des teuren deutsch
Rheines, ohne das es nicht Herr in seinem Lebensraum ist, nie mit Fran
reich, sondern nur gegen Frankreich wiedergewinnen können.

GEORG JULIUS VON SCHULTZ:
DIE STRÖME IN POLITISCHER BEZIEHUNG ODER DIE VIER OFFENEN SCHÄDEN EUROPAS.

Dr. Georg Julius von Schultz, Kaiserl. Russ. Staatsrat und politischer Schriftsteller (Pseudonym Dr. Bertram) wurde im Jahre 1808 zu Reval als Sohn des dortigen Domprobstes geboren. Er studierte Medizin in Dorpat, trat in den Staatsdienst, war Assistent von Pirogoff und Konservator an der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 1857 gab er die medizinische Laufbahn auf, um sich ganz literarischer Tätigkeit zu widmen; er wurde später ins Ministerium des Innern berufen und zum Zensor in der Hauptpresseverwaltung ernannt. Schultz starb in Wien im Jahre 1875. Die nachfolgende Studie stammt aus dem Jahre 1857 und ist natürlich vom russischen Gesichtspunkte aus geschrieben. Ihre Veröffentlichung rechtfertigt sich dadurch, daß die hier geäußerten Gedanken auch für die Gegenwart nicht ohne Belang sind. E. Obst.

Ein inneres Kranksein zehrt am Mark nicht weniger Völker Europas. Es verrät sich in einer fieberhaften Spannung, einem fortdauernden Unbehagen und in periodischen Erschütterungen. Die Bemühungen der diplomatischen und kriegerischen Heilkünstler halfen bis jetzt nichts. Weder palliative noch heroische Mittel schlugen an, weder Pulver noch Eisen. Eine der Grundursachen dieser schleichenden Krankheit scheint entweder unerkannt, oder man ignoriert sie geflissentlich; denn wir finden ihrer in politischen Schriften nicht erwähnt, und mehreren Redaktoren politischer Blätter, mit denen dieser Gegenstand besprochen wurde, erschien er als ganz neu.

Und dennoch treffen wir das nämliche Grundübel üerall dort, wo Unfriede, Unbehagen und eine gereizte Stimmung herrscht. Es ist die Absicht dieser Betrachtungen: in den brennendsten Fragen der Neuzeit, in den vier offenen Schäden Europas — wir meinen die polnische, orientalische, italienische und schleswig-holsteinische Frage — ein und dasselbe Grundübel nachzuweisen.

Indem wir uns auf die erste beste Karte von Europa und auf den bekannten historischen Gang der Staatenentwicklung unseres Weltteils berufen, behaupten wir, daß jene Krankheit der alten Welt unter anderem herrührt: von dem unnatürlichen, unrechtlichen, nach falscher Seite hin vorgeschrittenen und somit ungesunden Wachstum einiger Staaten und der hierdurch bedingten Verkümmerung ihrer Nachbarländer. Dieses verderbliche Wachstum aber zeigte sich in allen Jahrhunderten. Ein Volk nach dem andern trat eroberungssüchtig auf; eine Menge Fürsten, erhitzt durch die Lektüre von Cäsars Kommentarien,

oder das Leben Alexanders des Mazedoniers, strebten nach gleichem Ruhm. Dynastische Interessen verblendeten die Regierungen und verleiteten sie, in plumper Weise, durch List und Gewalt ungehörige Länder widernatürlich zu erwerben. Infolgedessen war eine gemeinsame Abwehr notwendig, und fast alle größeren Kriege, die Europa führte, waren Bemühungen der vereinten Völkerfamilie, solche unleidlichen Eroberungsgelüste in ihre Schranken zurückzuweisen. Man hatte damals — und leider wohl auch noch jetzt — nur rohe Begriffe von einer verständigen Staatenentwicklung. Es gibt aber eine berechtigte Vergrößerung, ein naturwüchsiges Arrondieren auf Nationalverwandtschaft, vorzüglich aber auf geographische Verhältnisse — also auf das Naturrecht — basiert; dagegen aber auch eine auf Faust-, Erbrecht oder Personalunion, also lediglich auf dynastische Interessen gegründete Vergrößerung.

Zum richtigen Verständnis kommt es zuvörderst darauf an, die Bedeutung der Ströme in der Politik zu erkennen und den Unterschied von Parallel- und Zentralströmen erst vollkommen festzustellen. Auf der mangelhaften Erkenntnis dieser Unterschiede beruhte jenes falsche Wachstum, und die Ruhe Europas wird nicht gesichert sein, bevor dieses Grundübel nicht erkannt und, wo nur immer möglich, beseitigt sein wird.

Zentralströme sind diejenigen Ströme, die wie Radien aus dem Zentrum eines Landes zu den Grenzen verlaufen, und zwar sprechen wir hier nicht von den Quellen oder nicht schiffbaren Flußanfängen. Ein Strom heißt eben jeder Fluß, von dem Punkte an, wo er schiffbar wird, bis zu seiner Mündung ins Meer.

Die Zentralströme Deutschlands wären somit: Rhein, Weser, Elbe, Oder, Donau.

In Frankreich: Seine, Loire, Garonne, Rhône.

In Italien: Po, Etsch.

In Rußland: Njemen, Düna, Newa, Dwina, Amur, Wolga, Don, Dnjepr, Dnjester (letzterer und der Njemen waren früher polnische Zentralströme).

In Polen: Weichsel.

Parallelströme dagegen sind solche, die nahe an der Grenze eines Landes, derselben parallel strömen. Sie werden parallel genannt mit Beziehung zum Nachbarland.

Auch solche Ströme bezeichnet man so, die zwei Länder scheiden.

Es folgt hieraus, daß mancher Strom eine doppelte Natur und Beziehung hat. Er ist Zentralstrom eines Landes und zugleich Parallelstrom in bezug zum Nachbarlande. Der Rhein z. B. ist ein Zentralstrom Deutschlands, aber zugleich Frankreichs Parallelstrom. Der Po, Zentralstrom des Königreichs Sardinien, ist Österreichs Parallelstrom. Die deutsche Elbe ist Dänemarks

Parallelstrom. Die polnische Weichsel ist Rußlands Parallelstrom. Bei schmalem Flußgebiete kann ein Strom nach zwei Seiten hin Parallelstrom sein. So ist die untere Donau der Parallelstrom sowohl von Rußland als von der Türkei.

Wir hegen nun die, auf geschichtliche Tatsachen und nicht etwa auf müßige Hypothesen gegründete Überzeugung, daß jedes Volk, das seine Selbständigkeit sich bewahren und zu einer naturwüchsigen Entfaltung seiner ihm eingeborenen Lebenskraft, zu dem höchstmöglichen Lebensalter und zur inneren und äußeren Freiheit gelangen will, es als eine Hauptaufgabe erkennen muß, sich des ganzen unteren Verlaufs und der Mündungen seiner erbbesessenen Zentralströme zu bemächtigen und es nicht zu dulden, daß eine fremde Macht in ihren Besitz gelange.

Wehe dem Volke, das diese Lebensaufgabe nicht rechtzeitig begriffen hat. Es geht politisch unter, es verkümmert, es zersplittert sich und wird der Spielball seiner Nachbarn. Die Geschichte ist da, um es zu beweisen. Man betrachte die Ströme in Polen, in Italien, in Deutschland, und man vergleiche! —

Aber nicht viel besser ergeht es dem Volke, das sich mit naturwüchsiger Entwicklung zentralstromab nicht genügen läßt, sondern sein Gelüste auch auf Parallelströme richtet, und nach dieser falschen Seite hin verwächst und auswächst. Es gewinnt eben nur an Dicke, nicht an Stärke, und es vergiftet sich selbst durch den Haß des unterdrückten, nicht assimilierten Nachbars.

Im Leben der Völker wie der Individuen gedeiht unrechtes Gut nur in den allerseltensten Fällen. Der erobernde Staat, der zu einem Parallelstrom vordringt, wird sofort als der allgemeine Feind der ganzen Europäischen Völkerfamilie betrachtet; nicht bloß der zunächst vergewaltigte Nachbar ist es, den ein solches Vorschreiten aufbringt; wie in einem Spiegel erscheint auch allen übrigen Völkern eine ähnlich bedrohliche Zukunft, und alles vereint sich zu gemeinsamer Abwehr.

Europa ist oft durch solche Invasionen heimgesucht worden. Wir wollen nur die in der neueren Geschichte betrachten.

Die Türken, nicht zufrieden mit ihrer natürlichen Grenze, dem Balkan, drangen nordwärts zu ihrem Parallelstrom, der Donau, vor und überfluteten Ungarn und Österreich. Nur die furchtbarsten Siege und ein immer dreisteres Vorschreiten des Erbfeindes der Christenheit trieb letztere zu gemeinsamer Abwehr; die Macht der Türken wurde gebrochen, aber man ließ ihnen leider das Protektorat über die Donaufürstentümer, und hiermit war die Veranlassung zu den blutigsten Kämpfen der Neuzeit gegeben. Die Pforte mußte gedemütigt werden, weil kein Volk auf die Dauer in Europa geduldet werden kann, dem

das innere Rechtsgefühl abgeht. Auf dieses Rechtsgefühl ist die Existenz der Staaten begründet. Übermut und Faustrecht waren von jeher die Todeskeime der Staaten.

Unter Ludwig XIV. spielte Frankreich die Rolle der Türken weiter. Melacs Horden schritten zu Frankreichs Parallelstrom, dem Rhein, vor. Eine trostlose Verwirrung Deutschlands, zum Teil hervorgerufen durch den Nichtbesitz seiner Strommündungen, erlaubte den Franzosen, ungestraft sich ganzer deutscher Provinzen zu bemeistern. Aber durch die Eroberung des Elsaß gelangten sie zu ihrem Parallelstrom, und dieses war ein politischer Fehler. Denn, was sie an Land gewonnen, verloren sie an ehrlichem Namen. Mit dieser Provinz erhielt Frankreich eine böse Mitgift, den Haß Deutschlands und den Argwohn Europas. Zornig schaute Deutschland von nun an auf seinen habgierigen Nachbarn, wie auf einen Reichsfeind. Frankreich war zu seinem Parallelstrom widerrechtlich vorgedrungen und zog sich so den Verdacht endloser Eroberungssucht und eines wölfischen Raubtiercharakters zu. Und wie soll man da auch eine Grenze annehmen? Wer ist sicher vor einem Staat, der sich nach falscher Seite hin vergrößert, nicht sich arrondiert, sondern nur ausbreitet, nicht also weil er es muß, sondern weil er will! Frankreich war an den Rhein gelangt; aber was war sein Gewinn? Statt einer natürlichen Gebirgsgrenze hatte es eine Flußgrenze erlangt, und zwar das Bett eines Parallelstroms. Dies aber ist nie und nimmer eine gute Grenze. Ein Parallelstrom trennt nicht, sondern verbindet, er verschließt nicht, sondern eröffnet; die Grenze ist keine feste Mauer mehr, sondern eine offene Tür. Wollte sich Frankreich etwa durch den Rhein eine Tür nach Deutschland öffnen, so vergaß es, daß vom rechten Ufer zum linken es genau eben so weit ist, als vom linken zum rechten, und daß Deutschland diese Tür einst ebenso gut benutzen konnte, um einen Gegenbesuch abzustatten, wie denn auch in der Tat dies mehr als einmal geschehen ist. Die Einnahme von Paris war Deutschlands und Europas Antwort auf die französischen Rhein- und Überrheingelüste, und jedesmal wird Deutschland sich wie ein Mann erheben, wenn jene antiquierten Ideen wieder auftauchen sollten. Aber das wird nicht geschehen; denn die glänzenden Erfahrungen der Neuzeit haben den Franzosen bewiesen, daß man am mächtigsten ist durch Siege. Wer sich selbst zu beherrschen weiß, beherrscht zuletzt die ganze Welt durch das ethische Übergewicht. In einer Gesellschaft von Helden wird immer der Großmütigste König sein, d. h. derjenige, der sich zu mäßigen weiß. Frankreich ist jetzt unleugbar der Schiedsrichter in Europa und einem großen Teil von Asien und Afrika. Es hat sich jetzt durch weise Mäßigung die Sympathie der ganzen Welt erworben, wie es sich durch Übergriffe unter Ludwig XIV. und Napoleon I. den Haß der ganzen Welt zuzog. (1857!)

Auch Schweden hat eine Zeit lang Eroberungsgelüste gehegt. Das alte Waräger Blut wallte noch einmal auf, und Schweden bemächtigte sich deutscher und slavischer Flußmündungen von Wismar bis Newaschanz. Eine furchtbare Koalition war die Folge solcher Übergriffe, und der 20jährige nordische Krieg machte diesen Gelüsten ein- für allemal ein Ende. Schweden ist in seine natürlichen Grenzen zurückgegangen, und wer denkt jetzt daran, es zu beunruhigen? Wer dürfte es wagen, Schweden anzugreifen, ohne den Widerstand von ganz Europa zu erfahren? Hinwiederum — wer vermöchte in den blutigen Kämpfen Frankreichs gegen England, als es sich um den Besitz der westlichen Küstengebiete und der Zentralstrommündungen handelte, ein Unrecht zu sehen? Trotz der schrecklichsten Niederlagen, trotz Crecy und Azincourt schüttelten die Franzosen dennoch das unnatürliche Flußjoch ab, und von da an datiert Frankreichs wahre staatliche Selbständigkeit und gesicherte, trotz aller Revolutionen unerschütterlich fest begründete Stellung. Wie verschieden ist der Charakter dieser Kämpfe von dem der am Rhein geführten Kriege. Es ist wie Segen und Fluch, und wer sieht nicht ein, daß der Grund dieser Verschiedenheit in dem verschiedenen Charakter der Flüsse lag, und somit im Naturrecht, gegenüber dem Faustrecht.

Es gibt in Europa kein Land, das in Beziehung auf seine Flüsse und in der Geschichte seiner Kriege eine größere Ähnlichkeit mit Frankreich darbietet, als Rußland. Ganz so wie Frankreich kämpfte Rußland Jahrhunderte lang, um in den Besitz der Mündungen seiner Zentralströme zu gelangen. „Ich suche nicht Land, ich suche Wasser", sagte Peter der Große, als man ihm vorwarf, er vergrößere das Reich, das bereits schon zu groß sei. Von der polnischen Grenze bis zu seinem Parallelstrom, der Weichsel, hin, verlangte Peter nie einen Fuß breit Landes. Aber schon lange vor Peter erkannten die Zaren, die Beherrscher eines Binnenlandes, aus welchem nach allen Weltgegenden hin Zentralströme sich ergießen, daß ein Volk die Mündungen seiner Ströme ebensowenig entbehren könne, wie der Hausherr den Schlüssel zu seiner Haustür. Und in diesem Sinne unaufhörlich strebend, erreichten sie endlich das große Ziel. Mit Peter waren die Ostseemündungen der russischen Zentralströme gewonnen, mit Katharina die Pontusmündungen. Unter Nikolaus ist die 1689 an China abgetretene Mündung des Amur zurückgewonnen, und mit ihr ist ein hundert Meilen weit schiffbarer Strom, die Pulsader des „tropischen" Sibiriens, frei geworden und das große, stille Weltmeer erst jetzt eigentlich für Rußland erschlossen.

Und somit sehen wir bei den zwei ersten Großmächten Europas, Frankreich und Rußland, die nämliche Basis: Besitz der Flußmündungen. Der unparteiische Denker sieht in solchen Kämpfen und Erwerbungen weder Unrecht noch Eroberungsgelüste. Man kann es einem Volk ebensowenig verwehren,

zu seiner nötigen Mannesgröße aufzuwachsen, als jedem Individuum. Es ist eine zwingende Naturnotwendigkeit. — Daß die Natur Rußland eine Riesengröße beschieden hat, lehrt die einfache Betrachtung jeder geographischen Karte. Die Länge seiner Zentralströme ist das natürliche Maß seines Riesenleibes.

Bis so weit waren Rußlands Erwerbungen natürlich und segensreich, gerade wie die französische im Mittelalter. Als Beleg führen wir die Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands an. Schon im 9. Jahrhundert drängte die Naturnotwendigkeit die Russen stromab zur Ostsee. Großfürst Jurij gründete das erste feste Emporium in Livland, die Stadt Jurjew, von den Deutschen Dorpat genannt. Aber die Schwertritter trafen mit den Russen in gleicher Absicht zusammen. Sie gingen stromauf von Riga bis Kokenhusen und nahmen Besitz von der unteren Düna. Die Länder gingen nun aus einer Hand in die andere; Polen, Litauer, Dänen, Schweden und Deutsche kämpften jeder gegen jeden, und alle gegen die unglücklichen Aborigenen. Die Geschichte jener barbarischen Zeiten ist eigentlich nur die Erzählung einer langen Mordszene. Aber das Naturrecht behielt die Oberhand. Rußland eroberte unter Peter dem Großen sich definitiv seine Strommündungen, und seit dem Augenblick ist nie mehr eine Schlacht dort geschlagen worden, kaum hat der Fuß eines feindlichen Soldaten jenen von Blut getränkten Boden mehr betreten!

Der Schauplatz aller nordischen Schlachten wurde urplötzlich nach Polen und Deutschland verlegt, und 150 Jahre eines fortdauernden Friedens breiteten ihre Segnungen über die Ostseeprovinzen aus. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts veränderte Rußland seine bis dahin naturwüchsige Politik. Es schritt unter Katharina II. an Parallelströmen vor zur unteren Donau und oberen Weichsel. Wir müssen die Zustände dieser Flußgebiete erst betrachten, ehe wir über Katharina und ihre Bundesgenossen ohne weiteres den Stab brechen.

Der wahre Grund von Polens Untergang lag darin, daß diese Macht die Mündung ihres Zentralstromes nicht hatte behaupten können. Zuerst legten die deutschen Ordensritter, sodann deren Erben, die Kurfürsten von Brandenburg, sich auf die Mündungen der polnischen Ströme, und unaufhaltsam eilte nun Polen seinem weiteren Schicksal entgegen. Ein Haus, zu dem der Nachbar den Schlüssel hat, wird nicht lange bestehen. Preußen bot der Kaiserin Katharina zu ihren vielen Kronen noch eine an; sie hätte kein Weib sein müssen, um sie auszuschlagen. Hierzu kam, daß Polen durch die Unterbindung seiner Hauptader in tödliche Krankheit verfiel mit Irrereden und Tobsucht, so daß seine Nachbarn, zuletzt auf eigene Sicherheit bedacht, das „Finis Poloniae" wahr machten.

Die Welt sucht hartnäckig das ganze Gehässige dieses politischen Mordes auf Rußlands Schultern zu wälzen; wir sind der Ansicht, daß die Schuld an Polen selbst und ursprünglich an der Unterschätzung der Wichtigkeit seiner Strommündungen lag. Statt sich ostwärts nach Livland zum Parallelstrom Polens, zur Düna, auszudehnen und seine Kraft in nutzlosen Kämpfen mit Schweden und Rußland zu zersplittern, mußte Polen seine Zentralflußmündungen in Ostpreußen zu behaupten suchen. Dann konnte es in jeder Bedrängnis Hilfe zur See erhalten und gelangte überhaupt zu seiner naturwüchsigen Stärke, die immer respektiert wird. So aber, vom Meere abgedrängt, mußte es staatlich untergehen, zuerst durch deutsche, dann aber durch russische und deutsche Eingriffe. Wer aber hat nun eigentlich dabei gewonnen? Wir behaupten: Niemand! — Österreich und Preußen verloren mit dem Bestehen des Polenreiches eine Art lebendiger chinesischer Mauer gegen den russischen, bedenklich großen Nachbar. Eine solche Mauer neu aufzubauen, ist jetzt fast schon eine Unmöglichkeit; denn um ein lebensfähiges polnisches Reich zu gründen, müßte Rußland auf das ganze obere Weichselgebiet verzichten und Preußen dagegen ganz Westpreußen an das polnische Hinterland abtreten. Es würden zwar alle gewinnen; aber wer hätte schon jetzt — in dem noch so finsteren 19. Jahrhundert — den Mut, gerecht zu sein?! Wer ist schon gebildet genug, um mit Lamartine auszurufen: „Nation? Ein prächtig Wort für Barbarei!"

Welcher Preuße würde zugeben, daß Slaven — eine von Preußen beherrschte Nation — über eine germanisierte Provinz herrschen sollte? Das Übel scheint ein unheilbares zu sein, etwas Trauervolles, unentwirrbarer für den Verstand unserer Zeit, als die Rätsel der Sphinx. Polens Schicksal wird leichter werden, wenn das Leben der Nationen aufhören wird vom Leben der Dynastie abzuhängen und wenn überhaupt die Nationen sich nicht mehr schroff gegenüber stehen; es wird sich aufhellen, wenn verwandte Nationen statt sich zu bekämpfen und zu hassen — Konföderationen eingehen werden.

Hat Rußland etwa einen Nutzen von Polens Besitz? Wir sagen: Nein! — Polen ist der Krebsschaden Rußlands. Wie von einem Aftergewächse aus schädliche Potenzen den ganzen Organismus vergiften, so wirkten tausende von polnischen Pessimisten in den russischen Bureaus als Beamte nachteilig, oder in der Armee als Überläufer und von dem größten Teil Europas gerechtfertigte Spione. Die tapferen Taten der größeren Menge von polnischen Kriegern in der russischen Armee können das Unheil, was jene brachten, nicht gut machen. Und wer waren die Prediger eines allgemeinen Kreuzzuges gegen Rußland anders, als die Emigranten von 1831? Keine Mittel, auch nicht die jesuitischen, wurden unversucht gelassen, um die öffentliche Meinung Europas bis zur Russophobie aufzustacheln. Diese gereizte Stimmung

fand dann ihren Ausdruck im letzten denkwürdigen Kriege, der nach unserer Meinung unter mehreren wichtigen Resultaten den großen Erfolg gehabt hat, Rußland von einem falschen Wege, von seinem Parallelstrome, der Donau, abzudrängen.

Von der Polnischen Frage wendet sich der Blick gern zur Betrachtung der Donaufrage, weil hier die Zukunft heller scheint und der menschliche Verstand sich eine glückliche Zukunft für die Donaufürstentümer leichter zu konstruieren vermag. Auch hier reduziert sich alles auf unser Axiom von Zentral und Parallel. Es ist deutsches Wasser, was durch die Donaumündungen in den Pontus strömt. Die Donau ist ein deutscher Zentralstrom, und alle Reibungen und Europa erschütternden Kämpfe zwischen Rußland und der Pforte an ihrem gemeinsamen Parallelstrom werden nicht eher aufhören, als bis der säumende Hausherr endlich sich des Schlüssels seiner Haustür bemächtigt. Dieser Hausherr ist Österreich. Alle schwankende Politik, alles Suchen nach neuen Bundesgenossen, die isolierte Stellung und relative, ganz unerklärliche Schwäche Österreichs beruht auf seinen dynastisch zusammengewürfelten, ganz diametral entgegengesetzten, slavischen, deutschen, ungarischen und italienischen Elementen, aber noch mehr auf dem Mangel an naturwüchsigen Grenzen. Österreich besitzt, was ihm schadet, und entbehrt, was ihm nützt. Es steht an seinem Parallelfluß, und ist von der Mündung seiner Zentralflüsse ausgeschlossen.

Der Unparteiische darf vor den Tatsachen nicht die Augen verschließen. Der Besitz der Lombardei ist nie und nimmer durch eine gesunde Politik diktiert, sondern nur durch dynastische, antiquierte und sehr bald obsolete Ideen. Der Besitz der Pomündung ist von jeher Österreichs Achillesferse geworden. Für Sardinien ist der Besitz seines Zentralstromes bis zur Mündung eine Lebensfrage und für Österreich, wie für Frankreich ist es gleich wichtig, daß ein selbständiger, starker Staat von weniger zweitem Range in Oberitalien Platz greift. Nur die Schwäche Norditaliens war der Grund der endlosen Kämpfe zwischen Österreich und Frankreich. Die gesegneten Fluren der Lombardei werden nicht mehr Kampfplatz dieser Nationen sein, sobald das Königreich Sardinien in naturwüchsiger Berichtigung im Besitz seiner Strommündungen ist. Die erobernden Völker gleichen Aasgeiern. Nur das Lebendige wird respektiert.

Wenn Österreich Italien aufgibt und durch die Donaufürstentümer entschädigt würde, so wäre die orientalische und italienische Frage mit einem Schlage gelöst, und der wichtigste Schritt geschehen zum fundamental gesicherten Gleichgewicht in Europa. Das jetzige Gleichgewicht Europas gleicht aber einer Masse von zerbrechlichen Glaswaren, die ein Jongleur auf der Nase balanciert. Die Operation geht leidlich von statten, wenn geschickte Diplo-

maten den Kabinetten der Großmächte vorstehen; aber bei nur einigermaßen weniger kaltblütigen Lenkern des europäischen Geschickes ist jeden Augenblick das Ärgste zu befürchten. Das Gleichgewicht in Europa kann nur dann unzerstörbar begründet werden, wenn die Staaten nach dem Naturrecht arrondiert werden, *und aufgeben, was sie nur in Folge von Faustrecht besitzen.* Für die Donaufürstentümer wäre es ein Segen, unter christliche Oberhoheit zu gelangen. Die Türkei, auf ihre natürliche Balkangrenze gewiesen, würde plötzlich ihrem gefährlichen nordischen Nachbar entrückt, und in ihren natürlichen Grenzen würde sie nie weiter beunruhigt werden. Eine österreichische Flotte würde auf dem Pontus erscheinen und jede Furcht vor einer Suprematie im Schwarzen Meer würde aufhören. Eine vernunftgemäße enge Verbindung dieser drei Staaten, deren Interessen am Schwarzen Meere identisch sind und daher Hand in Hand gehen müssen, würde dem Orient Ruhe und Frieden schenken. Vor allem müßten dann die Türken aufhören, den Einflüsterungen der Franzosen und der Engländer Gehör zu geben. Die Geschichte lehrt, daß die Ratschläge dieser beiden westlichen Freunde *nie* der Türkei genutzt haben. Dieses Reich — oder sagen wir *ein Reich, das am Bosporus selbständig und im Frieden herrschen will,* muß der Pförtner und Freund von Rußland und Österreich sein.

Deutschlands politische Schwäche, ja selbst seine Zersplitterung, hängt großenteils mit dem Nichtbesitz seiner Flußmündungen zusammen. Man kann das nicht einen Besitz nennen, wenn ein schwacher Freistaat, und wenn es auch ein deutscher ist, eine deutsche Flußmündung beherrscht. Das ist nur ein Hindernis, Hamburg ist mehr englisch als deutsch. Oder war es etwa Pietät für das Andenken an die altersgraue Hansa, die den Wiener Kongreß zu der zarten Aufmerksamkeit bewog, die staatliche Existenz der drei Hansestädte zu dekretieren? Wer erkannte nicht, daß russische, englische und selbst österreichische Eifersucht im Spiele war? Man wollte offenbar die Entstehung einer deutschen Flotte verhindern. — Die preußischen Wälder mußten von den Häfen Norddeutschlands sorgfältig geschieden werden! —

Will Preußen zu der ihm offenbar erreichbaren und naturwüchsigen Mannesgröße gelangen, so folge es dem Verlauf seiner Ströme und suche nach den geeigneten Mitteln, um die Uferländer der Ost- und Nordsee zu gewinnen. Im Jahre 1713 eroberte der Fürst Mentschikoff Stettin von den Schweden, trat aber diese, die *Obermündung* beherrschende Festung sofort an den *natürlichen Herrn* des Oderstromes ab, und wer möchte leugnen, daß Preußens Macht und Selbständigkeit dadurch einen Hauptpfeiler gewann? Ein wichtiger Teil seiner Lebensfrage war gelöst. Die kleinen deutschen Uferstaaten und Hafenstädte sind nicht im Stande eine Kriegsflotte zu bauen, und hindern nur das mächtige Binnenland daran. Beide Staatenreihen würden

durch eine Verschmelzung gemeinsamer Interessen nur gewinnen. Es gibt eine Ansicht von der Zukunft Europas, die mehr als Traum oder Vermutung sein dürfte, nämlich die der Konföderationen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in einer nicht sehr entfernten Zeit an Stelle der jetzigen europäischen Länderverhältnisse Konföderationen stamm- und naturrechtlich verwandter Völker auftreten dürften. Ein Streben, ein Ringen darnach gibt sich daher auf vielen Punkten kund und ist der Vorläufer der wirklich eintretenden späteren Ereignisse. Wir erinnern an den Skandinavismus und Panslavismus. Die Schweiz, selbst Deutschland und Nord-Amerika sind Beispiele bereits längst konföderierter Staaten. So wäre es denn auch nicht unmöglich, daß sich im Norden von Deutschland um Preußen als Kern alle protestantischen Staaten, unbeschadet des weiteren Verbandes mit dem südlichen Deutschland, konföderierten. Hannover, Oldenburg, die deutschen Hansastädte, die deutschen Anteile des jetzigen dänischen Gesamtstaates, sodann Mecklenburg und Preußen würden eine imposante und kompakte Masse bilden mit zwei Meeren und den schönsten Häfen.

Wie durch einen Zauberschlag würde in beiden Meeren auch eine deutsche Flotte entstehen und Norddeutschland, zu dieser großen Idee allein konföderiert, würde den hemmenden Widerstand des dabei wenig oder garnicht interessierten Süddeutschen los geworden sein.

Wenn so für alle deutschen Flüsse Aussicht vorhanden ist, daß ihre Mündungen einst in den vollgültigen Besitz des germanischen Volkes gelangen werden, so ist das beim Rhein nicht der Fall. Es gibt ein historisches Recht, daß der konsequenten Durchführung unserer Theorie entgegentritt. Die Mündung des Rheins ist für Deutschland verloren, obgleich es damit auch die Aussicht aufgeben muß, die erste Großmacht Europas zu sein. Holland ist einmal da und wird da bleiben, zumal es seine lästigen Flußgesetze gemildert hat, denn nur dann darf eine fremde Nationalität im Besitz der Flußmündungen bleiben, wenn sie der natürliche Verbündete des Binnenlandes ist und den Besitz der Mündungen nicht zum Schaden des eigentlichen Flußherrn ausbeutet.

Betrachten wir nun schließlich das in verzweifelten Zuständen befangene Schleswig-Holstein, so drängt sich uns dasselbe Grundübel auf, das wir schon bei den übrigen offenen Schäden Europas fanden. Dänemark ist in Deutschland eingedrungen und steht an einem Parallelstrom, der Elbe. Das Naturrecht ist hier mit Füßen getreten, vergilbte Pergamente, räuberische Erlasse sind die Gespenster, von denen ein edler deutscher Stamm sich beängstet und geknechtet sieht. Welch eine traurige Erbschaft aus der finstersten Zeit dynastischen Übermutes! Aber freilich wir sind ja erst im 19. Jahrhundert! — Angeerbte oder angeheiratete Völker in widernatürlichstem, unseligstem

Verbande aneinandergefesselt, heterogenste Naturen, feindseligste Stämme durch Personalunion zusammengeschmiedet und dadurch immer mehr zur tödlichsten Feindschaft aufgestachelt; Massen von Ländern, verschiedenartig durch Nationalität und geographische Konformation um ein dynastisches Interesse gruppiert — sollen eine europäische Macht gründen! Und auf einem solchen Status quo, auf dem Bestehensollen solcher Kolosse mit tönernen Füßen beruht also das Gleichgewicht Europas! —

Ein Staat ist nicht mächtig oder auch nur selbständig zu nennen durch vielerlei Länderbesitz, sondern durch naturwüchsige Kompaktheit, richtige Grenzen, Besitz seiner Zentralströme und Entferntbleiben von seinen Parallelströmen. Dänemarks Unglück ist der Besitz der deutschen Fürstentümer. Es verzehrt seine Kräfte und seine Moral — gerade wie ein Individuum — in dem Festhaltenwollen an widernatürlichem, unrechtmäßigem Besitz. Dänemark hat sich die traurige Aufgabe gestellt, in diesem Augenblicke die deutschen Fürstentümer zu danisieren. Diese Ehe ist eine unheilvolle für beide Teile und Scheidung die einzige Rettung. Die Grenzen der europäischen Staaten müssen revidiert werden!

Wer unsere Ansichten und Hoffnungen für Träume und Utopien hält, den ersuchen wir, irgend einen historischen Atlas zur Hand zu nehmen; er wird dann finden, daß die Grenzen der europäischen Staaten sich recht häufig verschoben haben. Will man etwa glauben, daß die Karte von 1857 eine definitive und unabänderliche ist? Aber man mag unsern Weltteil kolorieren wie man will, nicht eher werden die brennendsten Fragen gelöst und die offenen Schäden Europas geheilt sein, bevor man nicht die Bedeutung der Ströme in der Politik erkannt, den Unterschied zwischen zentral und parallel verstanden und die Staaten durch Austausch, Ablösung, Kauf oder auf jedem andern möglichen Wege naturgemäß arrondiert oder beschnitten haben wird.

Vor allem muß anerkannt werden, daß die dynastischen Interessen nicht identisch sind mit denen der Völker, daß den Nationalitäten und dem Naturrecht also mehr Rechnung getragen werden muß, und daß Gerechtigkeit zugleich die höchste Staatsweisheit ist.

KARL HAUSHOFER: „DIE EIGENART DER JAPANISCHEN STAATSKULTUR" VON DR. HANS UEBERSCHAAR.

Eine Einführung.

In langen Jahren des Krieges und Friedens hat Dr. Hans Ueberschaar — zurzeit Dozent für Psychologie und Deutsche Sprache an der medizinischen Akademie zu Osaka (einer werdenden Stadt- und Stiftungs-Universität von der Art der Hochschulen in Frankfurt, Hamburg und Köln) — die japanische Staatskultur und Volksseele, den Staatssinn des Inselvolkes zum Lieblingsgegenstand seiner freien Studien gemacht. Schon eine erste Schrift über die Stellung des Kaisertums in Japan (Borna-Leipzig 1912) hatte gezeigt, welche geopolitische Kompetenz der feine Beobachter sich damals schon errungen hatte. Seitdem ist in zwölf Jahren der Vertiefung die Frucht der Erfahrungen im Lande gereift und er schenkt uns an der Jahreswende (aus Vorträgen im Institut für Kultur- und Universalgeschichte zu Leipzig, während eines Europa-Urlaubs entstanden) auf nur 105 Seiten eines der besten geopolitischen Bücher unserer Zeit, das unter dem Titel: „Die Eigenart der japanischen Staatskultur", Eine Einführung in das Denken der Japaner, im Verlag von Theodor Weicher, Leipzig 1925 erschienen ist. Wir unterbrechen diesem Werk zuliebe die Reihe der Untersuchungen ans dem indo-pazifischen Gebiet, um auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, die mit einigen Karten Ostasiens und des Inselreiches und einer guten Landeskunde zusammen gelesen, eine völkerpsychologische Einsicht, eine geopolitische Durchdringung der fernöstlichen Insel-Großmacht ermöglicht, wie wir sie unsern Lesern sonst in vielen Einzeluntersuchungen mit ähnlicher Konzentration nicht nahe bringen könnten.

Als bester Weg der Einführung in den Gedankengang des Buches, soweit wir ihn geopolitischer Geistesarbeit nahebringen möchten, scheint mir zunächst eine Auswahl derjenigen Stellen, denen ich aus eigener jahrelanger Erfahrung und wissenschaftlicher Beschäftigung mit Japans Geopolitik rückhaltlos zustimmen kann, in denen sich also wenigstens zwei der leider nicht allzu zahlreichen deutschen Japan-Beobachter begegnen. Und vorweg sei gesagt, wie sehr wir wohl auch beide in einem Dritten übereinstimmen: in dem Wunsch, die groß angelegte Geschichte von Japan von Nachod mit würdigen Mitteln weitergeführt zu sehen (von der einstweilen nur der erste Band, die Ur-

geschichte, erschienen ist), da sie, wie wenig andere ähnliche Werke, zugleich der Erdkunde wie der Völkerpsychologie gerecht wird und den Staatswillen der Lebensform im Lebensraum enthüllt, und damit auf dem Wege über eine geopolitische Darstellung zu einem sehr notwendigen Hilfsmittel für die Kunst ostasiatischer Politik wird. Ohne ostasiatische Politik aus erster Hand kann aber heutzutage auch die Weltpolitik eines auf Europa mit seinem Staatsgebiet beschränkten, verstümmelten und entwehrten Volkes nicht bestehen, viel weniger sich aus dem Zusammenbruch wieder aufrichten.

Ueberschaar nimmt allerdings bei dem Aufbau seines Buches entweder viel eigene Erfahrung, voraus, auch bei Anderen als vorhanden an, oder doch die Schaffung einer namentlich landeskundlichen Grundlage, die sich der Leser auch aus anderen Arbeiten leicht holen konnte, etwa dem neuen Band aus der Jedermann-Bücherei von Lehmann oder Nachods, Rathgens, Reins und meinen eigenen Büchern.

Darum beginnt er bereits im 1. Abschnitt: „Japan und asiatische Gemeinschaft" mit starken Auftakten, die voraussetzen, daß der Leser eigentlich schon wisse, wie es geopolitisch in Japan, China und Indien und auf der anderen Seite des Pazifik aussieht!

„Die indisch-ostasiatische Welt stellt in dem naturhafteren Rhythmus ihrer Kultur, d. h. in der fleischliche und leibliche Bedürfnisse mehr berücksichtigenden Sitte und Moral der Familienverfassung sowie überhaupt der vitaleren Grundstimmung gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung, besonders auch der chinesischen Philosophie des Konfuzius oft gerade das Gegenteil der abendländischen Zivilisation dar. Aus den Tiefen dieses Gegensatzes und der durch ihn geschaffenen Verschiedenheit der Lebenshaltung entspringt letzten Endes die Abneigung Amerikas gegen die orientalischen Einwanderer. In der Frage der Einwanderung von Asiaten in die Vereinigten Staaten in dem Gesetze betr. den Ausschluß der Japaner offenbart sich auf Seiten Amerikas wohl weniger ein Rassenvorurteil, als vielmehr die Ablehnung einer eigenartkräftigen Kultur, die wegen ihres orientalisch-anspruchslosen Wesens die Löhne zu drücken vermag, die so gut wie keine Neigung zeigt, in die immer kräftiger werdenden Tendenzen zur Bildung einer amerikanischen Nation einzuwachsen, und deren vitale Fruchtbarkeit eben deswegen unbequem ist."

Dabei ist freilich schon die ganze erdkundliche Unterlage des geopolitischen Aufbaus der Frage vorausgesetzt und das schon darüber angelegte soziologische Obergeschoß mit dem vollen Umfang des bevölkerungswissenschaftlichen Problemteils konfrontiert, ohne daß über die Entstehung des Bevölkerungsproblems in Ostasien und seine Lösungsversuche durch die Staatsphilosophie die doch sehr nötigen anthropogeographischen Unterlagen gegeben wurden.

So geht es ohne diese eigentlich nötigen Erläuterungen weiter. „Nicht

Rassengegensätze, sondern kulturelle Unterschiede liegen dem ganzen Problem zugrunde, und zwar Unterschiede . . . ., die nicht einfach mit Gradabmessung des Begriffes standard of living und den Wertstufen höher und tiefer abgetan werden können . . . . ."

„Die Abneigung der japanischen Seele gegen komplizierte und schwer bewegliche Wohneinrichtungen, gegen maschinelle und überreich mechanisierte Gebrauchsgegenstände, überhaupt gegen ausgesprochen technische Üppigkeit, der gerade das quantitative Denken des gespreizten Amerikaners mit besonderem Verständnis gegenübersteht, ist eine sehr bewußte, und in stolzer Selbstbescheidung seit Jahrhunderten gepflegte. Die „tiefere", richtiger gesagt die „einfachere" Lebenshaltung des Japaners ist, freilich nicht in allem, aber in manchem der Ausdruck des um so vieles älteren Kulturgeistes, der nach vollendeter Einfachheit der Form zu streben gelernt hat. Harmonie . . . ., Natürlichkeit im Verkehr der beiden Geschlechter, Nacktheit auf den Feldern . . . . entsprangen zwar einmal dem starken malaiischen Einschlage der Rasse und ihrem ausgeprägt naturhaften Empfinden, werden aber heute im Bewußtsein des Gegensatzes altjapanischer Schlichtheit zur — wie man meint — übermechanisierten Abendlandskultur gepflegt. So mag manches primitiv erscheinen, was den Eingeborenen erstrebte ästhetische oder naturgemäße Einfachheit sein kann." Einverstanden! Man darf eben nicht vergessen, daß Japan schon dreimal im Ringen mit einer überlegenen und großenteils rezipierten Fremdkultur durch den Jungbrunnen nationaler Romantik und Erneuerung durchgegangen ist und dabei, im Gegensatz zu den frischgebackenen Vereinigten Staaten, manches gelernt hat, was es nicht ohne weiteres gegen deren junge, aufdringlich dargebotene Weisheit aufgeben will, — gerade als soziologisches Wesen, das eben doch mit seiner Geopolitik schon über zweieinhalb Jahrtausende geschichtlicher Erfahrung hinter sich hat, also zehnmal mehr als die Vereinigten Staaten!

„Japan, das der Künstlersinn unserer Reiseerzähler und Dichter trefflich als Land des Tees, der Blumen und des Fächers gepriesen hat (allerdings auch Frau Alice Schalek als das Land des Nebeneinanders!), ist trotz der duftenden Zartheiten seiner Kultur auch ein militärischer, machtpolitischer Staat, die führende Nation unter den Völkern des indo-pazifischen Erdgebietes . . . . ." Auch daran muß ich mit Ueberschaar, der sicher kein Imperialist gescholten werden kann, gegen manches neuere andere Urteil festhalten.

Dann folgen eine Reihe von Einzelheiten über das Verhältnis Japans zur panasiatischen Bewegung, die Ueberschaar, an der Quelle, ganz anders beobachten kann als wir im Westen, die wir sie mehr aus Andeutungen ahnen müssen; und Angaben über das Streben, die dem Westen verlorene „Harmonie

der Natur des Menschen mit der Gesellschaftsordnung" vor der „tötlichen Mechanisierung" zu retten!

Nun erst — nachdem die eigentliche These schon steht — kühn vorausgeworfen — versucht der II. Abschnitt den Begriff „Eigenart der Staatskultur" zu erklären, meisterhaft das Wesen östlicher „Eigenart" vom Scheine der westlichen Kopie trennend.

Aber dieser II. Abschnitt und der III., „Japans Aufstiegsmotive", müssen Wort für Wort gelesen und gewogen und mit eigenen Erfahrungen verglichen werden, um an die transzendente Seite „des gemeinsamen Glaubens an die Berufung des Volkes sowie an das gute Recht der eigenen Sache" heranzukommen, und so erst die unwägbaren Elemente der „Stoßkraft" der japanischen Staatskultur zu begreifen, die sie entfalten kann, wenn weise Führung dem ganzen Volk begreiflich macht, daß es sein Letztes nicht um kleine Ziele, sondern um die Fortdauer seiner Seele wagen muß!

Abschnitt IV über die „Wandlung der Vorstellung vom Staate" zeigt freilich, wie innerlich durchrüttelt und durch Hypnose der angelsächsischen Presse von außen her gefährdet einige der wichtigsten Tragteile der japanischen Staatsstruktur heute sind. Aber er zeigt auch, wie immer mehr das von außen Angeflogene auf seine Bodenbrauchbarkeit nachgeprüft, wie oft es dabei zu leicht befunden wird. Wie sehr gefährdet freilich auch dort die „reiche Differenzierung" den starken und opferfreudigen staatlichen Idealismus! „Avilir puis démolir" ist auch dort eine wohlbekannte Taktik: aber man hat vielleicht einer sehr gesunden geopolitischen Zusammensetzung des Volkskörpers gegenüber, mehr eine „volksgeistige Selbstbesinnung, eine Vertiefung" erreicht! So ist die „außenpolitische Kühnheit tatsächlich vor dem mächtigen Drucke Amerikas und der zuwartenden Stellung Englands in Zurückhaltung und in sehr nachgebende Kompromisse übergegangen".

Der Abschnitt V ist eigentlich das Hohelied des „sozialen Takts" gegenüber „der treibenden Unruhe des Abendländers als Drang zur persönlichen Gestaltung der ihn umgebenden Wirklichkeit, mit der er seit den Eiszeiten — wie keine andere Rasse von je im Kriege gelebt hat . . .". Es folgen dann überzeugende einzelne Erklärungen geopolitischer Natur, warum das christliche Abendland seine politischen Gemeinwesen so ganz wesensanders bildet, als die Ostasiaten ihre Ordnung der Gesellschaft: Societas als Basis der civitas! Vieles ist über die sinnengemäße rassevitale Regelung des Konfuzianismus gesagt worden (unter anderem ausgezeichnet von Schallmayer), aber selten so klar auf den heutigen Stand in Ostasien bezogen, selten so knapp auf die letzte Form in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung gebracht worden, wie hier von Ueberschaar, dem Schüler Lamprechts, der Erdkunde, Geschichte und Staatswissenschaften so meisterhaft im abgewogenen Gleich-

maß und ausgeglichenen Recht zur Erklärung staatlicher Lebensform heranzuziehen weiß.

Im Hintergrunde aber steht die große Lehre von der Fernhaltung des Rassentodes als Hauptpflicht einer menschlichen Gemeinschaft, gleichsam „mechanisiert in das Rassengedächtnis eingegangen" mit den symbolischen Handlungen, den Ahnenopfern, die jener sinnengemäßen, rassevitalen Regelung gelten. Hier geht die Soziologie wirklich auf die Wurzeln in der Erde zurück und mit Geopolitik in ihrer erdgebundenen Forschung Hand in Hand.

Einen folgerichtigen Schritt weiter führt den Leser dann die VI. Untersuchung: Die Idee eines auserwählten Volkes bei Chinesen und Japanern und der Nationalglaube der Japaner. In der VII. wird endlich das verfängliche Gebiet des Ewigkeitsbegriffs einer an sich doch vergänglichen staatlichen Lebensform im japanischen Staatsrecht zu schildern versucht und die Leitung und Eindämmung anderer Ideale durch das Staatsideal, die sich vielleicht unbewußt am schärfsten verrät in dem von Ueberschaar zitierten Artikel 1 des japanischen Universitätsstatuts (von 1918!): „Die Universität hat die Aufgabe, Theorie und Praxis der Wissenschaften, die für den Staat förderlich sind, zu lehren und ihre gründliche Erforschung zu betreiben. Zugleich sind Charakterbildung und staatsbürgerliches Denken zu berücksichtigen." Eine verfassungsmäßige Bestimmung, wie etwa: die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei, gibt es in Japan nicht.

Die VIII. Untersuchung gilt der „Auswirkung des orientalisch gehaltenen Staatsideals besonders auf Arbeit und Lebensführung". Es leitet mit Streifblicken an der Gefahr des nationalen Fanatismus vorüber, die zuweilen mit leidenschaftlicher Glut emporschlägt, und geopolitisch eine Quelle des Gedeihens, wie im Übermaß des Ausbruchs eine solche des Verderbens werden kann. Dann werden, vielfach in feiner Beobachtung auf Klima- und Bodeneinflüsse zurückgeführt, Grenzen erkennbar, die der Arbeit und Lebensführung gezogen sind, bei denen der Einzelne hinter das Schrittmaß des Ganzen zurücktritt.

Abschnitt IX behandelt den männlichen Einschlag der japanischen Kultur: „Männliche Kulturgebarung" ist er überschrieben; das Vorgeltende des männlichen Anspruchs in der res publica hebt er scharf hervor, wie „im wesentlichen die Gefolgschaftstreue der Männerbünde die öffentlichen Körperschaften formt". Es ist eine Reihe ganz ausgezeichneter Beobachtungen: „Nicht so sehr Satzungen und Programme, die Prinzipien feststellen sollen, einigen die Männergesellschaften, sondern Hinneigung zu Führernaturen und das Gefühl gegenseitig verpflichtender Verbindung . . . Nicht Grundsätze, sondern Persönlichkeiten schaffen die öffentliche Meinung der Männer." Hier stehen ganze Seitenfolgen, auf denen ich jedes Wort nur zustimmend unter

streichen könnte. Auch bei dem klug beobachteten Gegenspiel der Frauenbewegung, deren Vorkämpferinnen sich nicht mehr bei der ausschließlichen Wahl zwischen der Rolle einer ersten Dienerin des Hauses und der einer Hetäre bescheiden wollen!

Meisterhaft ist auch die Betrachtung, in der gezeigt wird, wie der Grundsatz des Judo (Jiujitsu) „den Angreifer durch dessen eigene Kraft zu Fall zu bringen, die Wucht des fremden Angriffs zur Niederwerfung des Gegners zu verwenden", die gebildeten politikmachenden Schichten durchdringt. Niemals wird Japan die Vereinigten Staaten so angreifen, daß es die Schuld des Angriffs zu tragen hätte!

„Wie können Japaner warten, warten, warten, wo dem Abendländer die Geduld schon längst gerissen wäre." Wie aber nützt solches Verständnis in breiten Volksschichten für eine vorsichtig geführte Politik in gefährdeter Lage, der dann blitzschnell die Wendung zur Tat folgt, ebenso blitzschnell als Notwendigkeit von den Massen verstanden, wie vorher die jahrelange Zurückhaltung. Weil Ueberschaar's Arbeit nicht nur Völkerpsychologie wertvollster Art enthält, die gerade in der Fortsetzung geopolitischer Betrachtungsweise liegt, sondern auch für ein uns genau bekanntes Gebiet eine ideale Brücke von Geopolitik zur reinen Soziologie und Staatswissenschaft schlägt, darum vor allem haben wir ihm so breiten Raum widmen zu sollen geglaubt. Es würde die Krönung fehlen ohne einen X. Abschnitt, der von der Zukunft handelt, und von ihrer wichtigsten Frage für das Inselreich: wie weit es kulturelle Beharrung mit zivilisatorischem Fortschritt wird vereinigen können, in welchem Tempo die Wandlung der japanischen Staatskultur fortschreitet, evolutionär oder revolutionär?

Einen würdigen Abschluß findet Ueberschaar für seine Betrachtung in der Veröffentlichung und Erläuterung des Erdbeben-Erlasses vom 10. November 1923, eines für die japanische Staatskultur außerordentlich kennzeichnenden Stücks, dem als Gegenstück aus früherer Zeit der Erziehungs-Erlaß des Meiji-Kaisers beigefügt wurde. Hier zeigt ein japanischer Urtext, wie das Volk selbst — denn der Erlaß ist natürlich von den besten Köpfen geschmiedet, die dafür erreichbar waren, der Kaiser gab nur den Namen dazu her! — sich zu einer großen Erdkatastrophe und den durch sie bedingten Wandlungen seines erdgebundenen Schicksals stellt.

Man wird seine Weise geopolitischer Selbstrevision nicht anders als würdig finden können.

Es ist kein Wunder, daß ein solcher Beobachter, wie Ueberschaar, zu einer höflichen Ablehnung der Spenglerschen Auffassung der japanischen Kultur mit dem Schlagwort ihrer Ablehnung als „Mondlicht-Zivilisation" kommen mußte, „die nur weiterstrahle, was sie an fremden Errungenschaften übernommen

habe“. Die Eigenart der japanischen Staatskultur — einer freilich nicht leicht zu fassenden und schlagwortartig abzuwertenden Erscheinung auf dem Rücken der Erde — schützt das Volk, das sie sich in zweieinhalb Jahrtausenden schuf, davor, so leichthin aus der ersten Reihe der Kulturträger fortgewischt zu werden! Und wie es selbst den Wertgehalt seiner Staatskultur an einem gewaltigen Naturgeschehen prüft, so mag es uns anstehen, scharf hinzuschauen, ob wir nicht manches darin von ihm lernen können. Wir brauchen dazu nur auch unsererseits die Wertbeständigkeit eigener Kulturerrungenschaften und vieler, unbesehen von andern übernommener Einrichtungen gleichfalls darauf hin zu prüfen, wie sie einem moralischen Erdstoß stand gehalten haben und wie sie zu dem passen, was erdgebunden — bodenwüchsig —, in etwa gleichlanger und manchmal seltsam gleichläufiger geschichtlicher Bewegung in Deutschland wie in Japan erprobt wurde.

PAUL LORENZ:
KLIMA UND STERBLICHKEIT.

EINE STATISTISCHE UNTERSUCHUNG, AUSGEFÜHRT IM AUFTRAGE DES VERBANDES DEUTSCHER WINZER IN ASERBEIDJAN, „KONKORDIA".

Vorwort.

Von jeher interessierten sich die Menschen, insbesondere der leidende Tei derselben, aufs lebhafteste für die Einflüsse, welche die Witterung, heißes und trockenes oder kaltes und nasses Wetter, auf ihr Wohlbefinden ausübte. Daß namentlich alte und an Rheumatismus leidende Leute in der Voraussage des Wetters auf Grund ihres Wohl- oder Übelbefindens oft geradezu eine Virtuosität erlangen, ist ja eine im ganzen Volke bekannte Tatsache. Das Volk hat sich für diese und andere Erscheinungen allerhand Erklärungen geschaffen, einerseits durch richtige Beobachtung, andererseits auf Grund abergläubischer Voraussetzungen, so daß es sich lohnt, den tatsächlichen Zusammenhängen nachzuspüren und ihre Erklärung auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen.

Während meiner siebenjährigen, ärztlichen Praxis in Helenendorf habe ich beobachtet, daß speziell die Säuglingssterblichkeit im Sommer und ganz besonders im Spätsommer auffallend zunimmt, und in der Umgebung von Helenendorf (in einem Umkreise von etwa 30 Kilometer), dort am höchsten steigt, wo Temperatur und Trockenheit am größten sind, ganz abgesehen von dem allgemeinen Sanitätszustand und der Stillfähigkeit der Mütter des betreffenden Ortes. Zehn bis zwanzig Kilometer nördlich von Helenendorf, an der Kura, wo ausschließlich Muselmänner in unglaublichen, sanitären Verhältnissen leben, ist die Säuglingssterblichkeit enorm, in Helenendorf, bei verhältnismäßig günstigen, sanitären Zuständen, ist sie immer noch bedeutend, wogegen sie fünf bis zwanzig Kilometer südlich, im Gebirge, wo ausschließlich Armenier in gleichen sanitären Verhältnissen wie die Muselmänner an der Kura leben, die Säuglings- wie auch die allgemeine Sterblichkeit gering ist. Daher mag sich auch die Tatsache erklären, daß die Muselmänner von der Kura in den Sommermonaten gleich einem Nomadenvolke in die Berge strömen, wo sie nicht nur bessere Weide für ihr Vieh, sondern auch für sich selbst bessere gesundheitliehe Bedingungen, mehr Feuchtigkeit und weniger Hitze, finden.

Professor Birk sagt in seinem Leitfaden der Säuglingskrankheiten (5. und 6. Auflage 1922) „jeder Hitzewelle folgt meist eine entsprechende Erhöhung der Säuglingssterblichkeit auf dem Fuße" und gibt eine Erklärung dieser Erscheinung. Ich teile die Ansicht von Professor Birk ganz und behaupte, daß hier bei jedem bedeutenderen Regenfall im Hochsommer die Sterblichkeit zurückgeht, um bei längerer Trockenheit wieder zu steigen. Um aber diese Beobachtungen exakt festzulegen und vom medizinischen, wissenschaftlichen Standpunkt aus erschöpfend erklären zu können, müssen Statistiker und Mediziner (Klinik und Laboratorium) Hand in Hand arbeiten, und ich bin überzeugt, daß diese Zusammenarbeit Licht nicht nur in die Säuglingssterblichkeit, sondern in die Sterblichkeit überhaupt bringen wird, und folglich auch neue Bahnen in der Bekämpfung der Sterblichkeit der Säuglinge und der Erwachsenen weisen wird.

Ich glaube weiter, daß Hitze und Trockenheit die Erkrankungen an verschiedenen Tropenkrankheiten, wie z. B. Malaria, amöboïde Dyssenterie u. a. begünstigen, während niedere Tempe-

ratur und hoher Feuchtigkeitsgehalt der Luft die Zahl der Erkrankungen an Influenza, Pneumonie, Rheumatismus und verschiedenen anderen erhöht.

Das sind Erscheinungen, welche wohl jeder Arzt beobachtet hat, welche aber wegen ihres endemischen Charakters erst dann erschöpfend werden klar gelegt werden können, wenn, wie gesagt, der Mediziner sich auf exakte, statistische Massenbeobachtungen stützen kann. In dieser Hinsicht hat, meiner Meinung nach, die vorliegende Arbeit eine große wissenschaftliche Bedeutung, insbesondere deswegen, weil ihr Material absolut zuverlässigen Quellen entnommen ist, und aus einer Bevölkerung stammt, welche als deutsche Kolonisten über hundert Jahre unter stammfremden Völkern gänzlich in sich abgeschlossen, fast ohne jede Einwanderung fremdstämmiger Elemente gelebt hat. Dem reichsdeutschen Verfasser geziemt großer Dank für diese Arbeit von seiten der Kolonisten, welche den Resultaten derselben gewiß großes Interesse entgegenbringen werden.

Dr. med. Hurr.

Untersuchungen allgemeiner, statistischer Art, welche ich an der Bevölkerung der deutschen Kolonie Helenendorf im Kaukasus auf Grund des in den Kirchenbüchern der Gemeinde angesammelten Materials vornahm, führten zu einer interessanten Parallele zwischen der Kurve der nach Monaten gegliederten Sterblichkeit der männlichen Bevölkerung einerseits und einer aus Trockenheit und Temperatur kombinierten Kurve andererseits.

Bevor wir in die Erörterung dieser Beziehungen eintreten, sei einiges über die Geschichte und geographische Lage der Kolonie mitgeteilt. — Deutsche Auswanderer aus Württemberg, die teils unter dem Druck schwerer, wirtschaftlicher Verhältnisse, teils aus religiösen Motiven vor reichlich hundert Jahren ihre Heimat verließen, gründeten im Jahre 1819 auf dem ihnen von der russischen Regierung angewiesenen Lande, sieben Kilometer südlich der Kreisstadt Elisabetpol, am Fuße des kleinen Kaukasus eine Kolonie, welche den Namen Helenendorf erhielt. Die Siedlungsstelle liegt auf 40 Grad 35 Minuten nördlicher Breite in etwa 750 Meter Höhe über dem Meere. Unmittelbar westlich der Kolonie strömt ein kleiner, kalter, schneller Bergfluß, die Gandshinka, aus dem die Kolonisten das ihnen zur Bewässerung ihrer Gärten nötige Wasser mehrere Kilometer oberhalb der Kolonie durch einen Kanal ableiten. Früher lieferte dieser Kanal auch das Trinkwasser, seit dem Jahre 1904 jedoch wird die Kolonie durch eine aus dem Gebirge herabgeführte Wasserleitung mit einwandfreiem Trinkwasser versorgt. Unmittelbar südlich der Kolonie erheben sich die ersten Berge des kleinen Kaukasus, im Westen begrenzen Ausläufer desselben die Helenendorfer Gefilde, und nach Norden und Osten öffnet sich eine steppenartige Ebene in Richtung auf den großen Kaukasus bzw. das Kaspische Meer.

Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten ist der Weinbau. Die ausgedehnten Weingärten liegen westlich der Kolonie im Tale der Gandshinka, nördlich und zum geringen Teile östlich. Getreide bauen die Helenendorfer nur im

Gebirge etwas, und zwar nur in dem Maße, wie sie es für den eigenen Bedarf brauchen. Die übrigen, der Kolonie gehörigen, ziemlich ausgedehnten Landflächen sind größtenteils aus Mangel an Wasser nicht kultivierbar und werden daher meist nur zur Viehweide benutzt, taugen aber selbst dazu nicht immer, wenn, wie z. B. im Jahre 1924, infolge Trockenheit der Monate Mai und Juni fast gar kein Gras gewachsen ist.

Die Niederschlagsverhältnisse.

Wie aus dem eben Gesagten bereits hervorgeht, herrscht in Helenendorf ein empfindlicher Mangel an Niederschlägen, so daß Kulturen nur gedeihen, soweit sie künstlich bewässert werden. — Unmittelbar in Helenendorf geführte Beobachtungen über die jährlichen und monatlichen Niederschlagsmengen, wie übrigens auch über die Temperatur, standen mir leider nicht zur Verfügung, wohl aber vieljährige, über 34 Jahre sich erstreckende, Beobachtungen der meteorologischen Station in dem benachbarten Elisabetpol, welche ich einer Schrift von Professor Figurowski „Klimatische Übersicht von Nordostarmenien, Tiflis 1920“ entnehme. Nach diesen Beobachtungen waren die mittleren, monatlichen Niederschlagsmengen in Elisabetpol, in Millimetern gemessen, die folgenden:

Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.	zus.
9	11	17	27	39	35	17	16	28	22	18	14	253.

Die durchschnittliche, jährliche Niederschlagsmenge bleibt also mit 253 mm hinter der von Mitteleuropa (Berlin, Paris, Kopenhagen und Leipzig mit je 600 mm) weit zurück. Die monatliche (NB. Monate alten Stils!) Niederschlagsmenge erreicht ein Maximum im Mai und ein zweites, kleineres, im September, also im Frühjahr und Herbst. Die trockensten Monate sind die Wintermonate, Dezember, Januar und Februar, und danach die Sommermonate Juli und August.

Dieser große Mangel an Niederschlägen übt auf die Sterblichkeit der Bevölkerung einen bestimmenden Einfluß. So z. B. hat der hiesige Arzt, Herr Dr. Hurr, in seiner vieljährigen Praxis beobachtet, daß die, namentlich in den Sommermonaten große Kindersterblichkeit sofort zurückgeht, wenn Regenfälle eintreten. In der vorliegenden Arbeit handelte es sich nun darum, die vermutete Beziehung zwischen Trockenheit und Sterblichkeit, sowie auch zwischen Temperatur und Sterblichkeit an dem Material der Helenendorfer Kirchenbücher zahlenmäßig nachzuweisen und zu untersuchen.

Der leichteren Vergleichbarkeit halber reduzieren wir zunächst wegen der ungleichen Länge der Monate die Niederschlagsmengen auf einen Tag pro

Monat und erhalten als tägliche, durchschnittliche Niederschlagsmenge in Millimetern für

Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.	zus.
0,29	0,39	0,55	0,90	1,26	1,17	0,55	0,52	0,93	0,71	0,60	0,45	8,32.

Sodann führen wir anstelle des Millimeters als Maßeinheit 8,32/120 mm = 0,0693 mm ein. Dadurch erreichen wir, daß das arithmetische Mittel aus den zwölf Werten gleich zehn wird. Es beträgt dann in diesen neuen Einheiten die tägliche, durchschnittliche Niederschlagsmenge für

Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.	zus.
4,2	5,6	7,9	13,0	18,2	16,9	7,9	7,5	13,4	10,2	8,7	6,5	120,

und man erkennt leicht, daß die durchschnittliche, tägliche Regenmenge in den Monaten November, Dezember, Januar, Februar und März, Juli und August unter dem Mittel (10), dagegen in den Monaten April, Mai und Juni, September und Oktober über dem Mittel liegt.

Da, wie oben bemerkt, die Sterblichkeit der Feuchtigkeit mehr oder weniger entgegengerichtet, der Trockenheit also gleichgerichtet, verläuft, ist es zweckmäßig, anstelle der Niederschlagsmengen deren Zurückbleiben hinter dem Durchschnitt, anders gesagt, die Größe der Trockenheit direkt in Betracht zu ziehen, indem man als mittlere Trockenheit die Trockenheit 10 einführt.

In einem Monat, in welchem die Niederschlagsmenge unter dem Durchschnitt bleibt, muß natürlich die „Trockenheit" um ebensoviel den Durchschnitt übersteigen. Bezeichnen wir den Wert der Trockenheit mit x, so muß z. B. für den Januar die Gleichung gelten:

$$x - 10 = 10 - 4{,}2,$$

woraus folgt

$$x = 15{,}8.$$

Führt man die gleiche Rechnung für alle Monate durch, so erhält man folgende Tabelle der durchschnittlichen, täglichen Trockenheit in den einzelnen Monaten:

Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Oktbr.	Novbr	Dezbr.	zus.
15,8	14,4	12,1	7,0	1,8	3,1	12,1	12,5	6,6	9,8	11,3	13,5	120.

Sie übersteigt also in den Monaten November, Dezember, Januar, Februar und März, Juli und August das Mittel, während sie in den Monaten April, Mai und Juni, September und Oktober darunter bleibt. Wie man leicht er-

kennt, ist die Trockenheitskurve nichts anderes als das Spiegelbild der Niederschlagskurve in bezug auf die Gerade, welche den Mittelwert 10 repräsentiert.

Die Temperatur.

Die aus vierunddreißigjährigen Beobachtungen der meteorologischen Station in Elisabetpol errechnete mittlere Temperatur nimmt folgenden Verlauf:

Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.	Jahresmittel
0,4	2,4	6,4	11,4	17,3	21,7	24,9	24,5	19,3	13,4	7,5	3,2	12,7.

Der Jahresdurchschnitt ist also recht hoch, die mittlere Temperatur sinkt in keinem Monat unter Null, wenn auch Fröste natürlich öfter vorkommen. In Helenendorf ist die mittlere Temperatur jedenfalls etwas niedriger, da es höher liegt; es darf aber angenommen werden, daß sie mit der in Elisabetpol parallel läuft. Da die absoluten Temperaturen in den folgenden Betrachtungen keine Rolle spielen, sondern nur der Verlauf der Temperatur, so durften die Elisabetpoler Beobachtungen zu Grunde gelegt werden. Reduziert man wieder auf das Mittel 10, so erhält man als mittlere Temperaturen für die einzelnen Monate (NB. immer alten Stils!):

Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Oktbr.	Novbr.	Dezbr.	Jahres mittel
0,3	1,9	5,1	9,0	13,7	17,1	19,6	19,3	15,2	10,4	5,9	2,5	10,

wobei als Einheit nicht ein Celsiusgrad, sondern 152,4/120 Grad = 1,27 Grad figuriert.

Die Sterblichkeit.

Die Geistlichen der Helenendorfer Gemeinde haben bald nach Gründung der Gemeinde Familienregister angelegt und dieselben bis auf heute weitergeführt. Aus diesen Registern wurden zunächst Auszüge angefertigt, in welche alle in den Registern vorkommenden Personen der Reihenfolge ihrer Geburt nach eingetragen wurden. Aus diesen Auszügen wurden sodann Totenlisten ausgeschrieben, in welche alle Gestorbenen in zeitlicher Aufeinanderfolge nach Jahr und Datum ihres Todes eingetragen wurden. Die Gesamtzahl der Todesfälle männlicher[1]) Personen von 1820 bis 1923 ist 1812, wobei jedoch Totgeburten nicht mitgezählt wurden. Da die Jahre 1829, 1830 und 1874 als in bezug auf die Sterblichkeit anormale Jahre angesehen werden mußten, denn in diesen Jahren herrschten in der Kolonie bezw. Pest, Cholera und Pocken, so wurden die 102 Todesfälle dieser Jahre aus den vorliegenden Betrachtungen ausgeschlossen, wie übrigens auch die Todesfälle des Jahres

der Einwanderung (1819). In 63 der restlichen 1710 Fälle konnte weder Monat noch Datum des Todes ermittelt werden, und auch diese Fälle wurden daher außer Betracht gelassen, so daß schließlich 1647 Fälle übrig blieben. Diese wurden nach Monaten (NB. alten Stiles) geordnet, und es ergab sich folgende Verteilung[2]):

Januar	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Im ganzen
161	127	131	99	96	84	183	235	181	111	117	122	1647.

Die Reihe hat zwei Maxima, ein großes (235 Fälle) im August und ein kleineres (161 Fälle) im Januar, dazwischen zwei Minima, ein tiefes (84 Fälle) im Juni und ein schwächeres (111 Fälle) im Oktober.

Es fragt sich zunächst, ob dieser Verlauf der Sterblichkeit der männlichen Bevölkerung Helenendorfs als eine etwa durch die Zusammenfassung bedingte, zufällige oder als eine typische Erscheinung anzusehen ist. Antwort auf diese Frage kann eine Gliederung der Sterbefälle für einzelne Perioden nach Kalendermonaten geben. Als solche Perioden wurden gewählt (immer unter Ausschaltung der aufgeführten, anormalen Jahre) 1820—1839, 1840—1859, 1860—1879, 1880—1899, 1900—1919 und 1920—1923. Die ersten fünf Perioden umfassen also je 20 Jahre, die letzte 4. Die Gliederung der Masse der Sterbefälle einerseits nach diesen Perioden, andererseits nach Monaten ergibt die folgende Tabelle:

	1820/39	40/59	60/79	80/99	00/10	20/23	zusammen
Dezember . . .	22	11	31	30	18	*10*	122
Januar	20	21	*44*	*36*	*30*	*10*	*161*
Februar. . . .	23	*25*	28	22	23	6	127
März	*31*	21	22	24	28	5	131
April	13	16	20	21	24	5	99
Mai	15	15	16	23	16	*11*	96
Juni.	4	15	14	18	25	8	84
Juli	21	24	46	45	35	12	183
August	**50**	**34**	**51**	**51**	**37**	**12**	**235**
September . .	38	28	35	46	22	12	181
Oktober . . .	24	14	16	31	25	1	111
November . .	14	16	21	32	30	4	117
zusammen .	275	240	344	379	313	96	1647.

Um das auf den Januar fallende Maximum klarer hervortreten zu lassen, beginnt die Tabelle statt mit dem Januar mit dem Dezember. Sie zeigt, daß auf den August in allen sechs Perioden ein Maximum von Sterbefällen sich konzentriert, das Maximum im August mithin als typisches Maximum anzusehen ist. Nicht ganz so feststehend ist das zweite, schwächere Maximum, aber auch dieses fällt in vier Perioden auf einen und denselben Monat, den Januar, während es in einer auf den Februar und in einer auf den März fällt. Man wird immerhin sagen dürfen, daß auch dieses zweite Maximum als typisch betrachtet werden darf. Zwischen den beiden Maxima liegen, von der letzten, kurzen Periode abgesehen, deutlich erkennbar, zwei Minima, welche um die Monate Juni und Oktober schwanken. Die Regelmäßigkeit, mit welcher sich der allgemeine Verlauf der Sterblichkeit in allen Perioden wiederholt, erscheint recht bemerkenswert, zumal wenn man die verhältnismäßige Kleinheit der Zahlen von Todesfällen in Rücksicht zieht, welche in jeder Periode der Betrachtung unterworfen werden konnten, und sie erscheint ferner, da die in bezug auf die Sterblichkeit anormalen Jahre ausgeschaltet waren, als etwas durch die Lebensbedingungen der Helenendorfer männlichen Bevölkerung fest begründetes. Am nächstliegenden scheint es, ihre Ursache in den klimatischen Bedingungen zu suchen. — Für die Untersuchung der Beziehungen zwischen der Sterblichkeit und den klimatischen Bedingungen benutzen wir, um möglichst große Zahlen verwenden zu können, die Verteilung der Todesfälle nach Monaten für die ganze Zeit von 1820—1923 mit Ausschluß der anormalen Jahre.

Zunächst berechnen wir die Anzahl der Gestorbenen für einen Tag im Monat und erhalten, mit Dezember beginnend, folgende Reihe:

3,94 5,19 4,46 4,23 3,30 3,10 2,80 5,90 7,58 6,03 3,58 3,90.

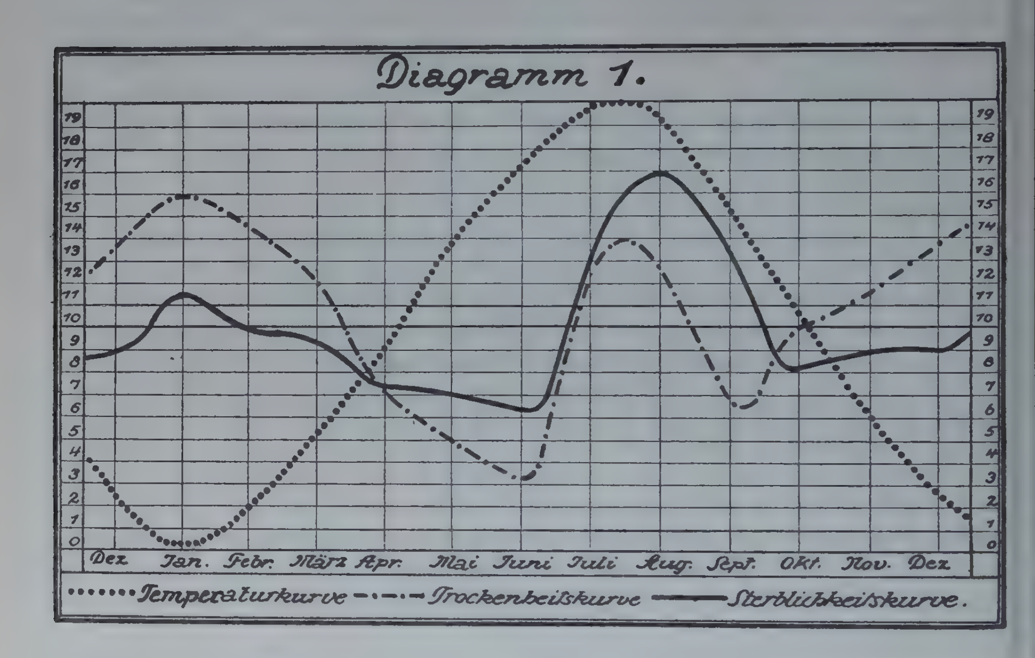
Vergrößert man die Glieder dieser Reihe, der leichteren Vergleichbarkeit mit den Klimakurven halber, wieder so weit, daß ihr arithmetisches Mittel 10 wird, so geht die Reihe über in folgende:

8,8 11,5 9,9 9,4 7,3 6,9 6,2 13,1 16,8 13,4 8,0 8,7.

Diese Reihe stellen wir graphisch dar und tragen in das Diagramm die Kurven der Trockenheit und der Temperatur ein (Diagramm I).

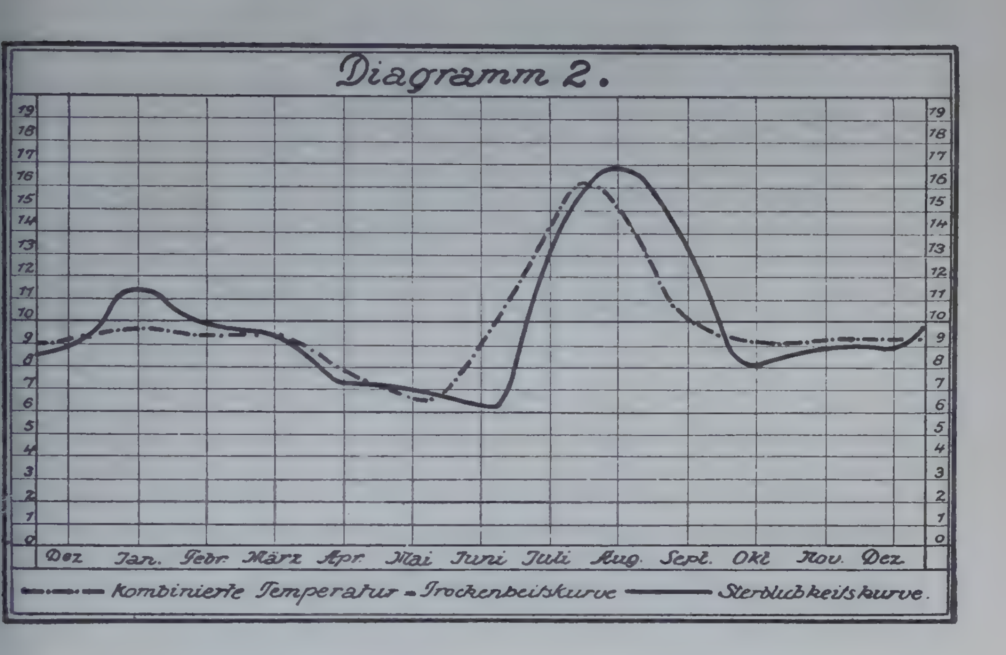
Das Diagramm I enthält drei Kurven, die der Sterblichkeit (dicke Linie), der Trockenheit (dünne Linie) und der Temperatur (gestrichelte Linie). Die

einfachste Kurve ist die der Temperatur. Sie hat ein scharf ausgeprägtes Maximum (Juli, August) und ein ebenso scharf ausgeprägtes Minimum (Januar). Die Kurve der Trockenheit hat zwei Maxima (Januar und Juli-



August) und zwei Minima (Mai-Juni und September), und die der Sterblichkeit hat ebenfalls zwei Maxima (Juli-August und Januar) und zwei Minima (Juni und Oktober). Zwischen den beiden letzteren Kurven besteht eine gewisse Parallelität, nur in den Höhen und Tiefen der Maxima und Minima bleiben beträchtliche Unterschiede. Mit der Temperatur hat die Sterblichkeit das große Maximum in den Sommermonaten gemein. Eine nähere Betrachtung lehrt, daß es möglich sein muß, die beiden Klimakurven so zu kombinieren, daß sich die neue Kurve der Sterblichkeitskurve weit besser anschmiegt, als jede der Klimakurven einzeln, denn die beiden Maxima der letzteren in den Sommermonaten ergeben ein großes Maximum in dieser Jahreszeit, während in den übrigen Jahreszeiten ein gewisser Ausgleich stattfindet, wie es sein muß. Mit anderen Worten heißt das, die Sterblichkeit ist als in Abhängigkeit von beiden klimatischen Verhältnissen befindlich vorzustellen, wie das ja auch jedenfalls der Wirklichkeit entspricht. Eine solche Kombination könnte man etwa herstellen, indem man zu den halben Ordinaten der Trockenheitskurve die halben Ordinaten der Temperaturkurve addiert.

Die folgenden Betrachtungen lehren jedoch, wie eigentlich auch schon der Anblick des Diagramms I, daß die Trockenheit etwas stärker in Rechnung zu stellen ist, als die Temperatur. Konstruieren wir die neue Kurve so, daß



wir die Trockenheit mit 60 %, und die Temperatur mit 40 % heranziehen, so erhalten wir folgende Tabelle:

	Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.
60 % Trockenheit	8,10	9,48	8,64	7,26	4,20	1,08	1,86	7,26	7,50	3,96	4,88	6,78
40 % Temperatur	1,00	0,12	0,76	2,04	3,60	5,48	6,84	7,84	7,72	6,08	4,16	2,36
komb. Ordinaten	9,10	9,60	9,40	9,30	7,80	6,56	8,70	15,10	15,22	10,04	9,04	9,14
dasselbe abger. .	9,1	9,6	9,4	9,3	7,8	6,6	8,7	15,1	15,2	10,0	9,0	9,1

Die graphische Darstellung zusammen mit der Kurve der Sterblichkeit ergibt das Diagramm II.

Die dicke Linie stellt den Verlauf der monatlichen Sterblichkeit dar, die dünne ist die aus Trockenheit und Temperatur kombinierte Kurve. Der Grad der Parallelität ist ein beträchtlicher. Außerdem tritt deutlich hervor, daß die Sterblichkeitskurve hinter der Klimakurve zeitlich etwas (scheinbar nahezu einen halben Monat) zurückbleibt. Die Anschmiegung der beiden Kurven an-

einander, die noch größer würde, wenn man die Sterblichkeitskurve um etwa einen halben Monat zurückverlegen würde, ist um so bemerkenswerter, als sie lediglich mit Hilfe von zwei für das ganze Jahr feststehenden Koeffizienten (60 % und 40 %) erzielt werden konnte. Würde man jede Klimakurve, in zwei Teile, etwa von Mai bis Oktober und von November bis April zerlegen und sie dann unter verschiedenen Annahmen kombinieren, beispielsweise im Sommer die Temperatur, im Winter die Trockenheit stärker in Betracht ziehen, so würde wahrscheinlich eine noch engere Anschmiegung erreicht werden können.

In der vorliegenden Arbeit wird dieser Gedanke nicht weiter ausgeführt. Der Verfasser stellte sich vielmehr folgende Aufgabe:

Zu ermitteln ist erstens die Zeitspanne, um welche die Sterblichkeitskurve zurückverlegt werden muß, damit ihr eine aus Trockenheit und Temperatur kombinierte Kurve möglichst angepaßt werden könne, wobei die Koeffizienten, mit welchen die Werte der Trockenheit bzw. Temperatur in Rechnung zu stellen sind, für das ganze Jahr konstant bleiben, und zweitens sind eben diese Koeffizienten zu ermitteln.

Um diese Aufgabe zu lösen, wurden die 1647 betrachteten Sterbefälle nicht nur dem Monat, sondern auch noch dem Datum nach tabelliert, und außer den bereits bekannten Summen derselben vom 1. bis 31. Januar, 1. bis 29. Februar usw. auch noch die Summen vom 2. Januar bis 1. Februar, vom 2. Februar bis 1. März usw. (die Grenzen immer eingeschlossen), ferner vom 3. Januar bis 2. Februar, vom 3. Februar bis 2. März usw. . . . . . . also gewissermaßen für Monate berechnet, welche gegen die Kalendermonate um einen, zwei, drei usw. Tage verschoben sind. Sodann wurde der Sterblichkeitsverlauf beispielsweise für die um null, sechs und 12 Tage verschobenen Monate herausgeschrieben und für jeden dieser Fälle die Koeffizienten ermittelt, die zu wählen sind, damit sich die Klimakurve der Sterblichkeitskurve möglichst dicht anlegt. Die nach der Methode der kleinsten Quadrate durchgeführte Rechnung ergab in allen Fällen Werte, welche um 60 % für die Trockenheit und um 40 % für die Temperatur schwanken. Die beste Anschmiegung konnte bei einer Verschiebung der Sterblichkeitskurve um 12 Tage erreicht werden. Die Monate, für welche in diesem Falle die Summen der Sterbefälle gebildet wurden, erstrecken sich also vom 13. Januar bis 12. Februar, vom 13. Februar bis 12. März usw., und die Summen der in diesen Zeitabschnitten Gestorbenen sind folgende:

160 123 120 91 96 121 215 200 151 124 113 133 zus. 1647.

Die Koeffizienten wurden nach einem Verfahren ermittelt, welches aus der nachstehenden Tabelle ersichtlich ist.

	t			a				b		c									
	Monatslänge	Gestorbene pro Monat (12 Tage verschoben)	Gestorbene pro Tag	wie 4) proportional vergrößert	Niederschlagsmenge pro Monat in mm	Niederschlagsmenge pro Tag in mm	wie 7) proportional vergrößert	Trockenheit	Mittlere Monatstemperatur	wie 10) proportional verkleinert	a · t	b · t	c · t	b · x	c · y	bx + cy	(bx + cy) · t	a — bx — cy	(a — bx — cy)²
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
Dezbr.	31	133	4,29	9,5	14	0,45	6,5	13,5	3,2	2,5	294,5	418,5	77,5	8,37	0,95	9,3	288,3	0,2	0,04
Januar	31	160	5,16	11,5	9	0,29	4,2	15,8	0,4	0,3	356,5	489,8	9,3	9,80	0,11	9,9	306,9	1,6	2,56
Febr.	28¼	123	4,35	9,7	11	0,39	5,6	14,4	2,4	1,9	274,0	406,8	53,7	8,93	0,72	9,7	274,0	0,0	0,00
März	31	120	3,87	8,6	17	0,55	7,9	12,1	6,4	5,1	266,6	375,1	158,1	7,50	1,94	9,4	291,4	— 0,8	0,64
April	30	91	3,03	6,7	27	0,90	13,0	7,0	11,4	9,0	201,0	210,0	270,0	4,34	3,42	7,8	234,0	— 1,1	1,21
Mai	31	96	3,10	6,9	39	1,26	18,2	1,8	17,3	13,7	213,9	55,8	424,7	1,12	5,21	6,3	195,3	0,6	0,36
Juni	30	121	4,03	8,9	35	1,17	16,9	3,1	21,7	17,1	267,0	93,0	513,0	1,92	6,50	8,4	252,0	0,5	0,25
Juli	31	215	6,94	15,4	17	0,55	7,9	12,1	24,9	19,6	477,4	375,1	607,6	7,50	7,45	15,0	465,0	0,4	0,16
August	31	200	6,45	14,3	16	0,52	7,5	12,5	24,5	19,3	443,3	387,5	598,3	7,75	7,33	15,1	468,1	— 0,8	0,64
Sept.	30	151	5,03	11,2	28	0,93	13,4	6,6	19,3	15,2	336,0	198,0	456,0	4,09	5,78	9,9	297,0	1,3	1,69
Oktbr.	31	124	4,00	8,9	22	0,71	10,2	9,8	13,4	10,4	275,9	303,8	322,4	6,08	3,95	10,0	310,0	— 1,1	1,21
Novbr.	30	113	3,77	8,4	18	0,60	8,7	11,3	7,5	5,9	252,0	339,0	177,0	7,00	2,24	9,2	276,0	— 0,8	0,64
zus.	365¼	1647	54,02	120,0	253	8,32	120,0	120,0	152,4	120,0	3658	3652	3668				3658		5,61 · 961 = 5391 +

3,79 · 900 = 3411 +

8802 : 12 = 773,5; daraus Quadratwurzel gibt **27.**

Anmerkung: Durch Multiplikation bildet man leicht die Ausdrücke:

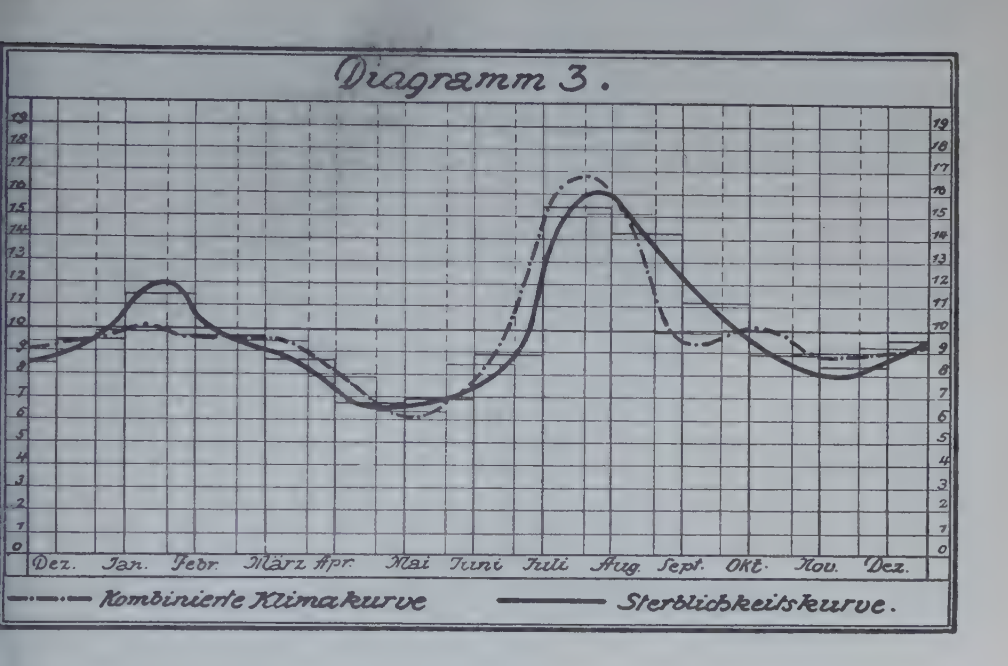
	abt^2	act^2	b^2t^2	bct^2	ct^2. Ihre Summen
sind bzw.	1174930	1207150	1315070	954233	1620758.

Spalte 1 enthält die Monatsnamen, Spalte 2 die Monatslängen in Tagen, Spalte 3 die Zahlen der in den einzelnen, um zwölf Tage vorwärts verschobenen, Monaten Gestorbenen. In Spalte 4 sind die Zahl der Gestorbenen pro Tag im Monat berechnet und in Spalte 5 sind diese Zahlen proportional vergrößert. Multipliziert man die Zahlen der Spalten 2 und 5 miteinander, so erhält man die der Spalte 12. Diese sind denen der Spalte 3 proportional und stellen fingierte Summen von Sterbefällen pro Monat dar, mit welchen im folgenden wegen ihrer Proportionalität zu den wirklich beobachteten Summen gerechnet werden darf. Zur Verteilung gelangen also nicht 1647 Sterbefälle, sondern 3658. Die Verteilung auf die einzelnen Monate gibt Spalte 12. Spalte 6 enthält die Niederschlagsmengen pro Monat, Spalte 7 dieselben pro Tag im Monat in Millimetern und Spalte 8 in der bereits oben erwähnten Einheit 0,0693 mm. Spalte 9 gibt die Indexe der Trockenheit, die in der oben beschriebenen Weise errechnet sind, und Spalte 13 die Werte der Trockenheit pro Monat. Schließlich zeigt Spalte 10 die mittleren Monatstemperaturen in Celsiusgraden, Spalte 11 dieselben in der Einheit 1,27 Grad und Spalte 14 die Produkte aus den Zahlen der Spalten 2 und 11, welche mithin als Indexe der Wirkung der Temperatur pro Monat betrachtet werden können.

Denken wir uns jetzt auf einer horizontalen Geraden Strecken abgetragen, welche den einzelnen Monatslängen entsprechen, also, mit Dezember beginnend, gleich 31, 31, $28^1/_4$, 31 usw. Längeneinheiten sind, und dann in den Punkten, welche dem Anfang des 13. Januar und dem Ende des 12. Januar (365,25 Tage später!) entsprechen, Ordinaten errichtet (vgl. Diagramm III!), dann stellt die Fläche, welche eingeschlossen ist zwischen der Grundlinie (Abscissenachse), den beiden, eben genannten Ordinaten und einer Treppenlinie, deren zwölf Ordinaten die Werte der Sterblichkeit pro Tag in den einzelnen, verschobenen Monaten sind, die Gesamtheit der Sterbefälle für die sämtlichen Monate des Jahres dar. Denken wir uns dann diese Treppenlinie der Sterblichkeit um 12 Tage zurückverlegt, bezeichnen die Werte der täglichen Sterblichkeit in den einzelnen Monaten mit a_1, a_2 ......, die der Trockenheit mit b_1, b_2 ..... und die der Temperatur mit c_1, c_2 ...... so handelt es sich nun darum, zwei Koeffizienten x und y zu finden, derart, daß die von der Grundlinie, den Ordinaten am Beginn des 1. Januar und am Ende des 31. Dezember (365,25 Tage später) und der Treppenlinie mit den Ordinaten $b_1 x + c_1 y$, $b_2 x + c_2 y$, ... eingeschlossene Fläche von der Fläche, welche durch die Sterblichkeitstreppenlinie begrenzt wird, möglichst wenig abweiche.

Dieses Verfahren bewirkt offenbar eine Verteilung der Sterbefälle in Abhängigkeit allein von den klimatischen Einflüssen der Trockenheit und der Temperatur — wobei diese Einflüsse mit konstantem Wirkungsgrad in Rechnung gestellt sind —, so, als ob außer diesen klimatischen Einflüssen andere

Todesursachen nicht vorhanden wären. Zeigt die so erhaltene, künstliche Verteilung der Sterbefälle eine gewisse Parallelität mit der wirklich beobachteten Verteilung, so wird man auf eine gewisse Abhängigkeit des tatsächlichen



Sterblichkeitsverlaufs von den klimatischen Einflüssen schließen dürfen, die augenscheinlich um so größer anzunehmen ist, je größer die Parallelität — bzw. bei Verschiebung die Anschmiegung — der Kurven ist.

Der Gang der Rechnung ist folgender:

Offenbar bedeutet $a_1 - b_1 x - c_1 y$ die Differenz zwischen den Ordinaten der beiden Treppenlinien im Januar,

$$a_2 - b_2 x - c_2 y$$

diese Differenz im Februar usw., ferner

$$(a_1 - b_1 x - c_1 y) \cdot t$$

den Unterschied der Summen der Sterbefälle bei beiden Verteilungsarten im Januar usw.

Da die von beiden Treppenlinien begrenzten Flächen möglichst wenig voneinander abweichen sollen, bestimmen wir (der Methode der kleinsten Quadrate folgend), daß

$$\Sigma\,(a - bx - cy)^2 t^2$$

ein Minimum werde. Dann müssen die partiellen Differentialquotienten dieses Ausdrucks nach x und y verschwinden, und es ergeben sich folgende Gleichungen

$$x\,\Sigma\, b^2 t^2 + y\,\Sigma\, b c t^2 = \Sigma\, a b t^2$$

und

$$x\,\Sigma\, b c t^2 + y\,\Sigma\, c^2 t^2 = \Sigma\, a c t^2.$$

Die Auswertung der Koeffizienten der Gleichungen bietet keine Schwierigkeit. Setzen wir sie in die Gleichungen ein, so lauten letztere wie folgt:

$$1315070\,x + 954233\,y = 1174930$$

und

$$954233\,x + 1620758\,y = 1207150,$$

woraus folgt

$$x = 0{,}62$$

und

$$y = 0{,}38.$$

Das heißt, damit sich die kombinierte Klimakurve der Sterblichkeitskurve, welche zwar gegen erstere um 12 Tage verschoben ist, hier aber zurückverlegt vorgestellt werden muß, möglichst anpasse, muß bei der Kombination der Klimakurve die Trockenheit mit 62 % und Temperatur mit 38 % in Rechnung gestellt werden. Es fragt sich nunmehr, ob diese Koeffizienten der an sie gestellten Forderung genügen, nämlich daß die Anzahl der in Abhängigkeit von Trockenheit und Temperatur verteilten Sterbefälle möglichst gleich wird der Anzahl der wirklich beobachteten, und zweitens, wie groß die mittlere monatliche Abweichung der konstruierten Summen von Sterbefällen von den beobachteten ist.

Zur Prüfung der ersten Frage bilden wir die Größen bx, cy, bx + cy und (bx + cy) · t (Spalten 15—18) und addieren die Glieder der letzten Spalte. Als Summe ergibt sich 3658. Die Zahl der in Abhängigkeit von den klimatischen Einflüssen verteilten Sterbefälle stimmt mit der Zahl der beobachteten genau überein. Dieses Ziel der Rechnung wurde also erreicht.

Um die zweite Frage zu beantworten, könnte man die Differenzen der Zahlen von Spalte 12 und 18 bilden, diese Differenzen quadrieren, addieren, die Summe durch 12 teilen und aus dem Quotienten die Wurzel ziehen. Man kann jedoch einen kürzeren Weg einschlagen. Vgl. Tabelle.

Als mittlere monatliche Abweichung ergibt sich 27. Da die mittlere Anzahl von Todesfällen pro Monat 304,8 ist, so beträgt mithin die mittlere Abweichung 9 %.

Der Anschluß der Kurve der in Abhängigkeit nur von den klimatischen Einflüssen verteilten Sterbefälle an die Kurve der beobachteten Verteilung muß mithin als ein ganz vorzüglicher bezeichnet werden. Die auffallende Parallelität zwischen beiden Verteilungen macht sehr wahrscheinlich, daß zwischen dem Sterblichkeitsverlauf der Helenendorfer männlichen Bevölkerung und den klimatischen Einflüssen eine weitgehende Abhängigkeit besteht.

Schlußwort.

Zum Schluß möchte ich nicht verfehlen, allen denen, die mich bei Anfertigung dieser Arbeit unterstützt haben, meinen herzlichen Dank zu sagen. Das sind außer dem Verband deutscher Winzer in Aserbeidjan „Konkordia“ im besonderen Herr Dr. med. Wilhelm Hurr, welcher der Arbeit stets ein lebhaftes, aktives Interesse entgegengebracht hat, die Gemeinde Helenendorf, die mir ihre Aufzeichnungen sowie Hilfskräfte bereitwillig zur Verfügung stellte, und schließlich mehrere Helenendorfer junge Damen, welche mir bei Anfertigung der Auszüge aus den Kirchenbüchern sowie bei der ersten Sichtung des Materials wertvolle Dienste geleistet haben. Aus ihnen sei mir gestattet, Fräulein Ida Kuhn, z. Z. Studentin in Petersburg, namentlich hervorzuheben.

ANMERKUNGEN

1) Die weibliche sowie die Säuglingssterblichkeit konnte aus Mangel an Zeit und genügenden Hilfskräften nicht bearbeitet werden.

2) Von Mitte des Jahres 1917 an wurden die Eintragungen in den Kirchenbüchern nach dem neuen Stile gemacht. Die Daten der danach eingetragenen Todesfälle wurden natürlich auf den alten Stil zurückgeführt.

3) Anmerkung zu Diagramm III. Im Diagramm III sind zunächst die Treppenlinien der beobachteten Sterblichkeit und des Klimas in ihrer natürlichen Lage, das heißt, die erstere der letzteren in einem Abstande von zwölf Tagen folgend, gezeichnet, da sie anderenfalls vielfach sich decken und die Zeichnung dadurch an Deutlichkeit verlieren würde. Die beiden, die Treppenlinien ersetzenden, Kurven sind so gezeichnet, daß jeweils der einem Monat entsprechende Flächenraum (die Summe der Sterbefälle in diesem Monat) ungeändert bleibt, wenn man das zugehörige Stück der Treppenlinie durch das Kurvenstück ersetzt. — Will man die Klimakurve als Kurve einer Verteilung von Sterbefällen ansehen, wie das im Vor-

hergehenden geschehen ist, so muß man sich dieselbe um zwölf Tage nach rechts verschoben denken. Für die Rechnung bleibt es natürlich gleichgültig, ob man die Kurve der beobachteten Sterbefallverteilung nach links oder die der konstruierten nach rechts verschoben denkt.

[4]) Die Zahlen der Sterblichkeit, mit denen in der vorliegenden Arbeit operiert wird, sind absolute Zahlen. Es könnte der Gedanke auftauchen, daß die Verteilung sich wesentlich anders gestalten würde, wenn man anstelle der absoluten Zahlen relative verwendet, anders gesagt, wenn man die Zahlen der Gestorbenen auf die der etwa am Anfang oder in der Mitte jedes Monats vorhandenen Lebenden beziehen würde. Um diese Frage zu untersuchen, wurde der mittlere, jährliche Sterblichkeitsquotient der Helenendorfer männlichen Bevölkerung für die ganze Zeit von 1820 bis 1923 berechnet und zu 30,6 Promille gefunden. Nimmt man an, daß die sämtlichen 1647 gezählten Todesfälle in einem Jahre eingetreten seien, so würde das also eine männliche Bevölkerung von 53800 Seelen voraussetzen. Nimmt man ferner an, daß die Bevölkerung für den Verlauf dieses einen Jahres konstant gewesen sei, der Verlust von 1647 männlichen Gestorbenen also durch ebensoviele männliche Geburten wieder ersetzt worden sei, berücksichtigt die erfahrungsmäßige Verteilung der Sterbefälle wie auch die der Geburten, und bezieht nunmehr die Zahlen der Gestorbenen auf die Zahlen der in den einzelnen Monaten vorhandenen Lebenden, so ergibt sich zwar eine gewisse Abweichung von den oben ermittelten Werten, diese Abweichung beträgt jedoch im Maximum nur drei Tausendstel dieser Werte, liegt also unterhalb der in den obigen Rechnungen zugelassenen Fehlergrenze und kann die Resultate nicht beeinflussen.

K. HAUSHOFER:
W. RÜDENBERGS CHINESISCH-DEUTSCHES WÖRTERBUCH ALS GEOPOLITISCHES RÜSTZEUG

Ein Werk, das sich selber in stolzer Bescheidenheit als das eines Praktikers und nicht Wissen-
chaftlers bezeichnet, das dennoch aussieht, wie ein recht würdiges Denkmal der Sinologie, von
er der Verfasser nur hofft, sie dürfte es auch nützlich finden, das tatsächlich eine der empfind-
chsten Lücken ausfüllt, die sich bisher der Kenntnis des Fernen Ostens von Mitteleuropa aus
ntgegenstellten!

Seine Würdigung als Werkzeug der Linguistik, Sprachforschung und der praktischen Sprach-
rbeit, der Zweck also, wofür es in erster Linie geschaffen und in einer der Entstehung solcher
ücher nicht günstigen Zeit würdig, vor allem mit ausgezeichnet unterscheidbaren chinesischen
eichen ausgestattet worden ist, gehört nicht in unser Gebiet. Wir betrachten es als Arbeits-
erät von hohem Wert auch für den Geopolitiker, als das es sicher nur im Nebenamt gedacht
urde.

Eine Vorbedingung für gerechte Würdigung ist aber die Einsicht, daß es sich um mehr als
in bloßes Wörterbuch handelt, denn man kann, wie Keyserling im „Reisetagebuch eines Philo-
ophen" ausführt, in der ostasiatischen Kultursprache „nicht lesen und schreiben, ohne zu denken".
o halte man sich etwa auf S. 54 die Bilder zu Nr. 513 vor Augen und überzeuge sich, wie
urch geistreiche Zusammenfügungen mit den Zeichen des Blitzes mühelos der ganze Riesen-
pparat der elektrotechnischen Kunstsprache bewältigt werden konnte, wie lebendig und an-
assungsfähig die so oft tot und erstarrt gesagte chinesische Sprache also doch noch sein muß.
Oder man versuche das Mittel, die Bedeutung der großen chinesischen Landschaftsnamen sich
inmal aus ihrer Schriftzeichen-Darstellung klar zu machen, und sie werden, mit ihrem geogra-
hischen Sinn verbunden, für immer im Gedächtnis haften. Oder man trachte, sich aus der
atsache, daß die bloße Nebeneinanderstellung der Zeichen für Flüsse und Gebirge dem Chinesen
ofort den Eindruck: „Landschaft, Reich" erweckt, sich die vorwiegend kontinentale und pota-
ische, ursprünglich meer- und küstenfeindliche Einstellung des alten chinesischen Reiches und
er Rasse klar zu machen, um tausendjährige Grundzüge der ostasiatischen Geopolitik zu ver-
tehen und für immer festzuhalten. Einige große Ströme, ihr Verhalten zu dem Gebirgsgerüst
nd ihre Durchbrüche bestimmen wirklich gesetzmäßig die viertausendjährige Geschichte des
eiches; und der Niederschlag der Volkserfahrung darüber in dem Ausdruck seiner Seele, seiner
prache, macht die Erkenntnis davon offenbar! Man knüpfe ähnliche Betrachtungen etwa an
as Zeichen „First" S. 63 oder Mi S. 386, das der Reis-(Körner-)Pflanzen!

Es ist eben das Verdienst eines so anschaulich aufgebauten Lexikons, daß man eine solche
Vürdigung vom Standpunkt des Augenkulturmenschen aus vornehmen kann. Zunächst von der
raxis für die Praxis geschaffen, dient es auch in seinen Nebenwirkungen, vielleicht ungewollt
ogar, Allem, was aus der Ressort-Scheidung zu angewandter Wissenschaft führt. Stein für Stein
ufgebaut auf Grund einer mühevollen, durchdachten Vorarbeit, aus dem Bedürfnis nach etwas
isher nicht Vorhandenem, aber als notwendig Erkanntem heraus ist es ein Werk nachwirkender
riegsnot, die aus dem Kaufmann den Gelehrten machte. So schuf er wirklich etwas, was wir
deutscher Sprache bisher nicht besaßen, und um der bitter nötigen praktischen Ostasien-
enntnis willen warm begrüßen, ein Werkzeug, das vor Allem jedes geographische Institut, jede
nsthaft mit dem Osten arbeitende große Zeitung, selbstverständlich jede Wirtschaftsstelle be-
tzen muß.

GEOPOLITISCHE STATISTIK

1. Einwanderung in die Vereinigten Staaten

Zugelassene Einwanderer nach der Volkszugehörigkeit[1])

	1918/19[2])	1919/20	1920/21	1921/22	1922/23	1923/24	1912/13
Neger (Afrika)	5 823	8 174	9 873	5 248	7 554	8 279	6 633
Armenier	282	2 762	10 212	2 249	2 396	2 656	9 35
Bulgaren, Serben, Montenegriner	205	1 064	7 700	1 370	1 893	2 327	9 08
Chinesen	1 697	2 148	4 017	4 465	4 074	3 519	2 02
Engländer, Schottländer, Walliser	37 861	81 008	81 024	46 981	65 543	128 073	79 63
Finnen	968	1 510	4 233	2 506	3 087	3 544	12 75
Franzosen	12 598	27 390	24 122	13 617	34 371	36 947	20 65
Griechen	813	13 998	31 828	3 821	4 177	4 688	38 64
Hebräer	3 055	14 292	119 036	53 524	49 719	46 746	101 39
Holländer, Vlamen	2 735	12 730	12 813	3 749	5 804	6 881	14 50
Iren	7 910	20 784	39 056	17 191	30 386	36 019	37 02
Italiener	3 373	97 800	222 496	41 154	48 280	51 654	274 14
Japaner, Koreaner	10 133	9 351	7 592	6 449	5 756	3 605	8 36
Kroaten, Slovenen, Bosnier	27	556	11 965	4 090	4 734	3 989	47 01
Litauer	160	422	829	1 602	1 828	1 890	24 64
Magyaren	52	252	9 377	6 037	6 922	6 930	30 61
Mexikaner	28 844	51 042	29 603	18 246	62 709	64 681	10 95
Polen	732	2 519	21 146	6 357	13 210	18 666	174 36
Portugiesen	1 574	15 174	18 856	1 867	2 802	3 356	13 56
Rumänen	89	898	5 925	1 520	1 397	1 530	13 45
Russen	1 532	2 378	2 887	2 486	4 346	8 664	51 47
Ruthenen	103	258	958	698	1 168	1 938	30 58
Skandinavier	8 261	16 621	25 812	16 678	37 630	38 255	38 73
Spanier	4 224	23 594	27 448	1 879	3 525	2 777	9 04
Span. Amerik. Westindier	5 484	6 990	6 401	3 120	4 804	4 477	5 63
Syrer	231	3 047	5 105	1 334	1 207	1 377	9 21
Tschechoslowaken	190	4 239	36 790	9 087	19 767	12 067	38 32
Türken	18	140	353	40	237	319	2 01
Sonstige Nationen	321	1 522	3 603	973	820	901	3 23
	141 132	430 001	805 228	309 556	522 919	599 227	1 197 89

[1]) Die Zählung erfolgt nach der Nationalität (z. B. werden Deutsch-Böhmen als Deutsche
Polen, die deutsche Staatsangehörige sind, als Polen gezählt).

[2]) Rechnungsjahre vom 1. Juli bis 30. Juni.

2. Einwanderungsquoten und Gesamtbevölkerung [2])

	Quote von 1921	Auf 100 000 Einwohner	Quote [1]) für 1924	Auf 100 000 Einwohner	Quote [1]) für 1927	Auf 100 000 Einwohner
ustralien	271	5	121	2	100	1,7
elgien	1 557	20	512	6	251	3,3
ulgarien	301	6	100	2	100	2
änemark	5 644	168	2 789	83	945	28
eutschland	68 039	110	51 227	82	20 028	32
ngland, rland	77 206	173	62 574	140	93 465	210
innland	3 890	114	471	11	517	15
rankreich	5 692	18	3 954	10	1 772	4
riechenland	3 286	59	100	1,9	384	7
talien	42 021	106	3 845	9	5 716	14
ugoslavien	6 405	52	671	5	591	4,9
iederlande	3 602	50	1 648	20	2 762	38
orwegen	12 116	443	6 453	236	2 053	75
Österreich	7 444	114	785	12	2 171	34
olen	25 800	95	5 982	22	4 535	17
ortugal	2 269	38	503	8	236	3,8
umänien	7 414	45	603	3	222	1,3
ußland	34 247	25	2 248	1	4 002	2,1
chweden	19 956	332	9 561	159	3 072	51
chweiz	3 745	96	2 081	53	783	20
panien	663	3	131	0,6	148	0,6
lbanien	287	35	100	12	100	12
rmenien	1 588	—	124	—	100	—
anzig	285	—	228	—	100	—
stland	—	—	124	11	325	21
ettland	—	—	142	7	384	20
itauen	—	—	344	16	458	22

3. Kontinentale Auswanderung aus europäischen Staaten

	1920	1921	1922	1923
rankreich	12 151	62 536	50 309	59 591
talien	153 717	60 846	155 554	170 226
chweden	4 164	3 888	10 532	.
olen	26 846	12 129	29 527	.
schechoslowakei	16 478	16 350	18 497	16 320
umänien	.	9 199	12 279	7 941

4. Auswanderung über See aus wichtigeren Ländern Europas 1919—1924

Länder	1919	1920	1921	1922	1923	1924	1919	1920	1921	1922	1923	1919	1920	1921	1922	1923	1921	1922	1923
							Auswanderer von 100 000 Einwohnern					Wanderungsentwicklung					Von 100 Auswanderern entfallen auf die einzelnen Nationen (rd.)		
Deutschland	3 144	8 485	23 254	36 511	115 416	Jan./März 18 768	5	14	38	60	187	100	270	742	1161	3071	3,7	7,0	12,8
England/Irland	146 935	285 105	199 497	174 096	256 284	29 196	342	664	464	403	594	„	194	136	118	174	31,3	33,5	28,4
Holland	2 439	5 978	3 386	2 377	6 930	937	36	86	49	34	96	„	245	139	97	284	0,5	0,5	0,8
Belgien	2 223	9 384	2 200	879	2 256	Jan./Mai 1 455	29	123	29	12	29	„	422	99	39	101	0,3	0,02	0,3
Schweiz	3 063	9 276	7 120	5 787	8 006	1 343	79	239	183	149	206	„	303	232	189	261	1,1	1,1	0,9
Spanien	94 088	150 566	62 479	64 119	93 246	—	441	752	294	295	428	„	160	66	68	99	9,8	12,2	10,3
Italien	55 584	211 227	194 320	121 410	177 798	Jan./Febr. 22 509	155	638	500	306	448	„	380	350	218	320	30,5	23,2	19,8
Dänemark	3 341	6 300	5 309	4 094	7 601	Jan./Mai 3 612	110	205	162	123	227	„	189	159	123	228	0,8	0,8	0,8
Schweden	7 337	6 078	5 062	7 389	22 327	Jan./April 1 789	125	103	85	124	372	„	83	69	101	318	0,8	1,4	2,5
Norwegen	2 432	5 581	4 627	6 456	18 287	—	93	210	172	238	669	„	229	190	265	752	0,7	1,2	2,0
Finnland	1 085	5 595	3 557	5 715	13 843	Jan./März 4 385	33	166	105	168	407	„	516	328	527	1276	0,6	1,1	1,5
Polen	5 901	74 121	87 334	38 716	123 345	3 755	22	273	321	142	354	„	1256	1480	656	2090	13,7	7,4	13,7
Oesterreich	—	5 009	5 176	10 579	15 497	Jan./April 1 940	—	83	85	162	237	—	100	103	211	309	0,8	2,0	1,7
Tschechoslowakei	—	16 857	17 086	20 363	15 795	Jan./Mai 2 756	—	124	126	150	116	—	100	101	121	97	2,7	3,9	1,9
Ungarn	—	—	1 218	1 701	1 935	—	—	—	17	21	24	—	—	100	140	158	0,2	0,3	0,2
Jugoslavien	—	—	12 965	6 086	9 370	Jan./April 6 603	—	—	108	51	78	—	—	100	47	72	2,0	1,2	1,0
Rumänien	—	—	2 949	16 812	12 719	Jan./Febr. 503	—	—	16	93	71	—	—	100	571	431	0,5	3,2	1,4
			637 519	523 090	900 655														

Anmerkung: England, Spanien und Italien haben eine starke hier nicht ausgewiesene Rückwanderung.

Anmerkungen

[1]) Für die übrigen Länder Quote = 100.

[2]) Seit 1917 ist die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten erheblich erschwert. Das Einwanderungsgesetz von 1921 setzt Quoten für die Zulassung der einzelnen Nationalitäten fest, die 3 v. H. der Zahl der zur Zeit der Volkszählung von 1910 in den U. S. A. ansässigen Angehörigen der betr. Nationalitäten betragen. Ab 1927 wird nach dem Einwanderungsgesetz von 1924 die Quote auf 2 v. H. des gemäß dem Stande von 1890 ansässigen Angehörigen der betr. Nationalitäten herabgesetzt.

Die tatsächlichen Einwanderungszahlen sind zum Teil höher als die Quoten, u. a. weil in ihnen Einwanderer enthalten sind, die nicht in die Quote eingerechnet werden.

E. OBST:
BERICHTERSTATTUNG AUS EUROPA UND AFRIKA

Das Kardinalproblem Europas ist und bleibt die Rheinfrage, deren Wichtigkeit Stegemann in seinem prächtigen „Der Kampf um den Rhein“ (vergl. den Literaturbericht dieses Heftes) so anschaulich und packend dargestellt hat. Frankreich versucht gegenwärtig, dieses Problem in einem ihm günstigen Sinne zu lösen, indem es die Sicherheitsfrage in den Vordergrund der Erörterungen rückt. Was sich das waffenstarrende Frankreich unter „Sicherung“ vorstellt, ist nach der Rede Herriots trotz aller schönen Beiworte, Erläuterungen, Dementis usw. kaum zweifelhaft: „Die wichtigste und leider auch die letzte Garantie, über die Frankreich für seine Sicherheit verfügt, ist seine Gegenwart am Rhein.“ Gegenüber einem solch ungeheuerlichen Programm bedeutet es wirklich nicht allzuviel, ob der deutsch-französische Handelsvertrag schließlich doch noch auf der Grundlage der gegenseitigen Meistbegünstigung zustande kommt oder nicht. Das völlig entwaffnete Deutschland, das seinerseits ein Recht hat, die Sicherheitsfrage gegenüber dem Wettrüsten im Westen und Osten (Polen!) zu stellen, weiß nun wenigstens klipp und klar, warum der Diktatfrieden von Versailles vom Feindbund gebrochen, warum weder das kölnische Gebiet noch die Lande an der Ruhr geräumt wurden. Dem französisch-englischen Intrigenspiel stellen wir im Sinne Stegemanns heute mehr denn je die klare und feste Forderung entgegen: Europa kann Frieden und Ruhe nur dann erlangen, wenn der Rhein ehestens wieder wird, was er war, ein freier deutscher Strom.

Wie sich das Sicherheits-Problem weiter entwickeln wird, davon kann man sich nach den Erfahrungen mit dem Genfer Protokoll ein ungefähres Bild machen. Die Genfer Vereinbarung über die friedliche Regelung internationaler Konflikte (vergl. Zeitschrift für Geopolitik 1924, S. 723) sollte in diesem Frühjahr endgültig entschieden werden, nachdem man die Ratifizierung von Oktober 1924 auf März 1925 verschoben hatte. Jetzt heißt es bereits, daß vor September 1925 eine definitive Stellungnahme dazu kaum möglich sein wird. Die Entente braucht für solche Dinge viel Zeit, wie man ja auch bei der Zustellung der Note über die angeblichen deutschen Verfehlungen gemerkt hat. In Wirklichkeit hegt Großbritannien und hegen erst recht die englischen Dominions große Bedenken, sich bedingungslos in europäische Händel ver-

stricken zu lassen. Auch der Liebe zu Frankreich sind schließlich Grenzen gezogen, und dies vollends, wenn man am englischen Geldbeutel spürt, wie stark die Geschäfte infolge der Konkurrenz Frankreichs und der geringen Aufnahmefähigkeit Mittel- und Osteuropas leiden.[1])

Zudem hat Großbritannien nicht nur kontinentale Belange zu berücksichtigen, sondern muß vor allem auf die Festigung und Ausgestaltung seines Empires bedacht sein. Der Sorgen gibt es auch hier genug, selbst im Bereich der europäisch-afrikanischen Welt. Irland, die grüne Insel, hat bitter schwer unter der überaus feuchten Witterung des vergangenen Sommers zu leiden. An ein Stechen des Torfes in West- und Südwest-Irland ist überhaupt nicht zu denken, und die Kartoffeln sind derartig mißraten, daß eine regelrechte Hungersnot entstanden ist. — In Ägypten ist für den Augenblick die Ruhe gesichert. Bei den Vorwahlen vom 4. Februar 1925 unterlag der Führer der antibritischen Politik, Zaghlul Pascha; seine Anhänger versichern allerdings, daß dieses Ergebnis nicht durch einen Umschwung der Wählerschaft zustande kam, sondern dem geschickten Vorgehen (Bestechung!) britisch-ägyptischer Regierungsagenten zu danken sei. — Der Aufstand in Kurdistan, der immer bedrohlicheren Umfang annimmt, berührt selbstverständlich die britischen Belange im nahen Orient sehr wesentlich. Zum einen werden die Türken durch die kurdische Bewegung vom Irak ferngehalten; die Engländer haben infolgedessen an einer raschen Niederwerfung der Rebellen nicht das mindeste Interesse, sie würden im Gegenteil das Entstehen eines kurdischen Pufferstaates nur begrüßen und protestieren daher gegen die Benutzung der syrischen Eisenbahn durch türkische Truppentransporte. Auf der anderen Seite aber kann der Aufstand in Kurdistan dank seinem ausgesprochen reaktionär-religiösen Charakter gar leicht für die Politik im gesamten Orient Bedeutung gewinnen und alte, schwierige Fragen, die man endlich gelöst zu haben glaubte, von neuem aufrollen. Ungeteilte Freude empfindet man also in England bei den Nachrichten aus Kurdistan gewiß nicht, und dies um so weniger, als hierbei der notdürftig vertuschte britisch-französische Gegensatz wiederum offenbar wird. — Schwere Sorgen bereitet den Londoner Leitern der Empire-Politik die Entwicklung der Dinge in Südafrika. Die Statistik erweist deutlich, daß die Südafrikanische Union in ihrer Wirtschaftsausgestaltung mehr und mehr eigene Wege geht. Dr. Paul Catz aus Kapstadt veröffentlicht in der „Frankfurter Ztg.“ folgende lehrreiche Zahlenfolge:

An der Ausfuhr aus der Union waren beteiligt:

	1910	1915	1916	1917	1918	1919	1920	1921	1922	1923	
Erzeugnisse des Bergbaus mit	81,1	81	77,4	73,3	70,1	59,2	65,5	68,7	64,6	61	%
Erzeugnisse von Ackerbau und Viehzucht mit . .	18,5	18	20,8	24,8	27,8	39	32,3	29,6	33,1	37	„
Erzeugnisse der Industrie mit	0,4	1	1,8	1,9	2,1	1,8	2,2	1,7	2,3	2	„

Nun beabsichtigt die Union, die Goldwährung einzuführen und sich in dem neuen afrikanischen Pfund ein Mittel zu selbständiger Finanzpolitik zu schaffen! Mögen auch die kulturellen Bande vorerst noch halten, in ökonomischer Beziehung schwenkt Südafrika nach dem Vorbild von Kanada, Australien etc. deutlich aus dem allbritischen Wirtschaftsverband ab. Die einstige Kongruenz von Kultur, Politik und Wirtschaft besteht auch hier nicht mehr.

Im vorigen Bericht (Zeitschrift für Geopolitik 1925, S. 53f.) sprachen wir von der großen osteuropäischen Konfliktszone, die vom Balkan bis zum russisch-baltischen Norden hinaufreicht.

Die hier durch das Nationalitätenproblem immer von neuem heraufbeschworenen Krisen müssen auch heute wieder gestreift werden. Die türkisch-griechische „Bereinigung" ist durch den Fall des Patriarchen Konstantin in hohem Maße gestört worden. Daß die Aufrechterhaltung des ökumenischen Patriarchats in Konstantinopel-Fanar für die gesamte orthodoxe Christenheit von weitreichender Bedeutung ist, versteht sich von selbst. Die Griechen ihrerseits legen dieser Institution besonderen Wert bei, weil sie augenscheinlich hoffen, mit Hilfe des Patriarchats früher oder später das jetzt verlorene Kolonisationsgebiet auf türkischem Boden zurückzugewinnen. Daher die ungemein starke Entrüstung der Griechen, als sich die Türkei entschloß, den Patriarchen Konstantin VI. auszuweisen. Gegenüber den schweren Angriffen, die von allen Seiten gegen die Angora-Regierung erhoben wurden, erklärte diese in aller Ruhe, daß sich die von ihr getroffene Maßnahme nicht gegen das Patriarchat als solches, sondern lediglich gegen die Person Konstantins richte. Da der Metropolit nicht vor 1918 in der Türkei geweilt habe, gehöre er nach Wortlaut und Sinn der Vereinbarung zu den „Échangeables". Warum wählten die Griechen gerade einen längst zum Austausch bestimmten Presbyter zum Patriarchen? Angora ist bereit, die Wahl eines seit langem in der Türkei ansässigen Kirchenfürsten ohne weiteres anzuerkennen. Über Konstantin VI. aber gibt es für Angora kein Verhandeln. — Die beiden Parteien stehen sich nach wie vor schroff gegenüber, und es ist nicht abzusehen, wie die beiden feindlichen Nationen in diesem Punkte zu einem Ausgleich der Gegensätze gelangen sollen.

In Jugoslawien führte das Nationalitätenproblem bei der Wahl vom 8. Februar 1925 zu schweren Unruhen und Bluttaten. Paschitsch wußte nur zu gut, daß er eine Mehrheit in der Skupschtina nicht erzielen könnte, wenn die Wahl frei und ordnungsgemäß vollzogen würde. Ein Terror fürchterlichster Art wurde deshalb ausgeübt; Wahlbeeinflussung, Stimmenkauf und Stimmenraub entschieden faktisch das Ergebnis der Wahl. Uns Deutsche gehen diese Dinge deshalb besonders an, weil auf den Führer der deutschen Minoritätengruppe, Dr. Kraft, kurz vor der Wahl ein Attentat verübt wurde, an dessen Folgen der mutige Vorkämpfer des Deutschtums in Jugoslawien noch heute darniederliegt. Nur dank derartiger Methoden ist es Paschitsch geglückt, von 315 Sitzen in der Skupschtina 162 für sich und seine Anhänger zu erobern. Die völkischen Minderheiten, die mit ihren $2^1/_2$ Millionen fast 21 % der Bevölkerung ausmachen, sind mit nur 6 Abgeordneten, d. h. wenniger denn 2 % im Parlament vertreten! Ein kennzeichnender Beitrag zu der Frage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und des Schutzes der nationalen Minderheiten. Was sagt der hochwohllöbliche Völkerbund hierzu?

Ein so buntscheckiger Nationalitätenstaat, wie es das moderne Rumänien ist, sollte auf seine fremdvölkischen Minderheiten selbstverständlich schon im eigenen Interesse weitgehende Rücksicht nehmen. Das gerade Gegenteil ist leider festzustellen. Im Parlament sind neben den Rumänen nur die Deutschen vertreten; kein einziger Ungar, kein Ukrainer, kein Russe usw. Im gesamten öffentlichen Leben Rumäniens macht sich ein Fremdenhaß bemerkbar, der auf die Dauer schlechthin unerträglich ist und für den Staat auch deshalb eine Torheit bedeutet, weil das rumänische Wirtschaftsleben ohne fremdnationales Kapital einfach nicht bestehen kann. Der in weiten Kreisen des rumänischen Volkes verbreitete Chauvinismus wird von den Staatsführern dazu benutzt, um durch Schürung des deutsch-rumänischen Konfliktes die Blicke von den innerpolitischen Nöten abzulenken. Das Deutsche Reich hatte während der Besetzung Rumäniens Banknoten ausgegeben und vor dem Dawes-Abkommen versprochen, diese Noten z. T. in Gold einzulösen. Der Dawes-Plan macht nun selbstverständlich eine

andere Lösung der Streitfrage erforderlich; indessen Rumänien besteht auf voller Goldzahlung und gebärdet sich nach Ablehnung dieses Ansinnens wie ein unerzogenes Kind. Man spricht von Repressalien, von Wirtschaftskrieg, womöglich gar von einer Ausweisung der Deutschen aus Rumänien. Noch steht im beiderseitigen Interesse zu hoffen, daß die besonneneren Elemente in Rumänien die Oberhand gewinnen. Als Symptom aber für den Fremdenhaß und die Überheblichkeit der rumänischen Staatsnation ist der Zwischenfall von dauernder Bedeutung.

Rumänien findet einen ebenbürtigen Gegenspieler in Polen. Trostloser kann es wirklich kaum irgendwo aussehen als in Polen; die Wirtschaftskrise und die dadurch bedingte Steuererschöpfung drohen nachgerade zu einer allgemeinen Staatskrise zu führen. Trotz der außerordentlich niedrigen Arbeitslöhne ist die polnische Industrie nicht imstande, den Konkurrenzkampf mit dem Ausland zu bestehen. Grabski gab vor kurzem bekannt, daß umfangreiche Bestellungen im Ausland unvermeidlich seien, weil die einheimische Industrie bis zu 70 % höhere Preise verlange! Mißernte im eigenen Lande und starkes Steigen der Weltmarktpreise für Getreide machen die Ernährung zu einem sehr ernsten Problem. Die Steuerschraube arbeitet infolgedessen mit brutaler Gewalt; aber wo nichts da ist, hat selbst der polnische Finanzminister sein Recht verloren. Wie stark der Geld- und Kreditmangel in Polen gestiegen ist, offenbart der „Bankrott" der alten angesehenen Textilfirma Heinzel & Co. in Lodz. Bei einem Aktivenbestand von 12 und einem Passivbestand von nur 8 Mill. Zloty mußte diese Firma einen Wechsel von 28 000 Zloty zu Protest gehen lassen, weil sie den hierfür erforderlichen Kredit nicht aufzutreiben in der Lage war! — Man sollte meinen, ein derartig zerrüttetes Staatswesen würde alle Kräfte auf den inneren Wiederaufbau konzentrieren. Weit gefehlt! In nimmersatter Ländergier versucht Polen nach glücklich vollendeter Annexion von Wilna nun auch den Freistaat Danzig über zuschlucken. Der jetzt akute Poststreit ist ja doch nur ein Glied in einer langen Kette. Es verlohnt sich schon, die Tatsachen in historischer Reihenfolge festzuhalten:

1. Im Februar 1921 vermochte lediglich der Machtspruch des Völkerbundskommissars Haking zu verhindern, daß polnische Truppen in Danzig stationiert wurden.

2. Ein Teil der Danziger Hafenbahnen ist auf Drängen Polens diesem überantwortet worden.

3. Da den Polen die außenpolitische Vertretung Danzigs zugesprochen war, verlangten sie, daß zur Einreise nach Danzig das polnische Visum erforderlich wäre. Dieses Ansinnen wurde vom Völkerbund allerdings abgewiesen.

4. Demselben Schicksal verfiel der Versuch Polens, die Verwaltung der Weichsel innerhalb des Danziger Staatsgebietes zu erlangen.

5. Erfolglos bemühte sich Polen, für polnisches Eigentum, polnische Beamte und polnische Schiffe im Danziger Gebiet exterritoriale Rechte zu beanspruchen und den Danziger Freistaat die Befugnis zu bestreiten, polnische Staatsangehörige auszuweisen.

6. Dagegen glückte es Polen durchzusetzen, daß vor den Toren Danzigs ein großer polnischer Munitionshafen errichtet werden durfte.

7. Gegenwärtig bemüht sich Polen, entgegen der bereits im Jahre 1922 gefällten klaren Entscheidung, seine beschränkten Postrechte auf das gesamte Danziger Staatsgebiet auszudehnen und den polnischen Zolldienst auf Danziger Boden weiter auszugestalten.

Nimmt man zu alledem hinzu, daß Polen die Danziger Messe mit allen Mitteln zu boykottieren versucht, daß Danziger Firmen keine polnischen Staatsaufträge erteilt werden dürfen, solange sie nicht wenigstens zur Hälfte Mitglieder der „polnischen Gemeinde zu Danzig" beschäftigen usw., so erkennt man, mit welcher Blindwütigkeit der polnische Chauvinismus gegen den

deutschen Nachbarn vorgeht. Die Botschafterkonferenz der Alliierten hat kürzlich wieder einmal vor dem polnischen Nationalismus kapituliert, indem eine Reihe deutscher Dörfer auf der ostpreußischen Seite der Weichsel Polen zugesprochen und damit der freie Zutritt Ostpreußens zur Weichsel abermals erschwert wurde.

Welch harten Existenzkampf das Deutschtum auch im Baltikum zu führen hat, beweisen die jüngsten Vorgänge in Estland. Nach jahrelangem Hin und Her fand sich die Regierung schließlich bereit, den Minderheiten eine gewisse Kulturautonomie einzuräumen. Am 5. Februar 1925 wurde dieses Gesetz verkündet. Es wird zwar den Wünschen der völkischen Minoritäten keineswegs vollkommen gerecht, bedeutet aber doch immerhin einen Ansatz zur Besserung. Leider erfolgte kurz darauf doch wieder ein empfindsamer Schlag gegen das Deutschtum in Estland. Die alte deutsche Domkirche in Reval mit allen dazugehörigen Grundstücken wurde der Verwaltung der deutschen Domgemeinde durch eine Verfügung des estnischen Ministers des Innern entzogen und dem Ministerium unterstellt. Der innerpolitische Frieden, der mit dem Autonomiegesetz erstrebt wurde, ist durch dieses rigorose und ungerechtfertigte Vorgehen selbstverständlich wieder arg gefährdet.

Die politisch wichtigen Ereignisse in der russischen Sowjet-Union würden sinngemäß hier anzuschließen sein. Da jedoch die Problematik des Sowjet-Staates eine umfangreichere Darstellung nötig macht, müssen wir uns vorbehalten, im nächsten Heft ausführlich darauf einzugehen.

Anmerkung

[1]) In der Kohlenproduktion Europas ist von 1923 auf 1924 eine Steigerung von 474 Mill. t auf 534 Mill. t zu verzeichnen, d. h. um 12,7 %. Die Verhältnisse in den wichtigsten Kohlenstaaten beleuchten die folgenden Zahlen, wobei allerdings berücksichtigt werden muß, daß 1923 das Jahr des Ruhrkampfes ist:

Kohlenproduktion in	England	Deutschland	Frankreich (einschl. Saar)	Tschechoslowakei
1923	278,5 Mill. t	62,4 Mill. t	47,7 Mill. t	11,5 Mill. t
1924	269 „	115,2 „	58,8 „	14,5 „
Steigerung in %	— 3,4	+ 84,6	+ 23,3	+ 26,1

Die Kohlenausfuhr aus Großbritannien nach Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland und Italien fiel von 54,5 Mill. t im Jahre 1923 auf 34,1 Mill. t im Jahre 1924.

Die Erzeugung von Roheisen und Stahl in Großbritannien und Frankreich erhellt aus der folgenden Gegenüberstellung:

	1913		1921		1922		1923		1924	
	Engl.	Frankr.	Engl.	Frankr.	Engl.	Frankr.	Engl.	Frankr.	Engl.	Frankr.
	Mill. t		Mill. t		Mill. t		Mill. t		Mill. t	
Roheisen	10,250	5,210	2,611	3,420	4,899	5,120	7,438	5,080	7,320	7,652
Stahl	7,660	4,690	3,625	3,060	5,820	4,540	8,489	4,830	8,221	6,907

Der Gesamthandel Großbritanniens und Frankreichs in den Jahren 1923 und 1924 gestaltete sich folgendermaßen:

	1923 Einfuhr	1923 Ausfuhr	1924 Einfuhr	1924 Ausfuhr
Großbritannien	1,096	0,886 Mill. Pfund	1,280	0,936 Mill. Pfund
Frankreich	32,689	30,433 Milliarden Fr.	40,133	41,454 Milliarden Fr.

Die Zunahme der Einfuhr von 1923 auf 1924 betrug demnach in Großbritannien 16,8 %, in Frankreich 23 %; die Ausfuhr steigerte sich in Großbritannien um 5,6 %, in Frankreich um 36 %.

K. HAUSHOFER:
BERICHTERSTATTUNG AUS DER INDO-PAZIFISCHEN WELT

Unter dem Eindruck der Japanisch-russischen Verständigung und der gesteigerten Verschärfung der indischen Lage wird die Vorfrühjahrs-Berichterstattung noch vorwiegend stehen müssen.

Die Tatsache der in Peking am 20. Januar 1925 vollzogenen Verständigung und die Möglichkeit ihrer Fassung in Vertragsform ist das geopolitisch Entscheidende, — nicht der verhältnismäßig wenig besagende Inhalt. Darum ist es auch ein Anzeichen politischer Instinktlosigkeit, wenn man versucht, nun in Mitteleuropa mit den Werkzeugen von Nachrichten-Instituten, der öffentlichen Meinung, der Presse auf den Busch zu klopfen, aus dem dieser eine wohl dafür zugerüstete Vogel aufstieg, ob noch weitere herausfliegen, die sicher darin sitzen.

Sie werden steigen, wenn man es in Moskau und Tokio angezeigt findet, keinen Augenblick früher: und wenn man die Möglichkeit suchen will, von ihrem Auffliegen nicht überrascht zu werden, dann wird man in den Busch gehen müssen . . . .; nützlich ist aber sicher, auf die Wirkungen hinzuweisen, wie das vorbildlich Admiral Hollweg in D. A. Z. und Weser-Zeitg., Th. Schultze in den Dresdener Neuesten Nachrichten tat.

Was ist das geopolitisch Bedeutsame an dem bisher bekannten Inhalt des Vertrags, nicht eines Bündnisses, [zu dessen Grundstein er allerdings aus klaren Linien jederzeit werden kann, wenn Andere diese Linien stören]?

Von japanischer Seite die restlose Liquidation der Festlandüberflutung nach dem Weltkrieg, das Zusückgehen auf den Grund des Vertrags von Portsmouth, und die Verhandlungen Itos mit den Russen nach dem amerikanischen Eingriff des Knox-Proposal zur Internationalisierung der mandschurischen Eisenbahnen. Man sieht daraus, daß die bodenfremden Eingriffe der Vereinigten Staaten in die indo-pazifische Politik immer dieselben Wirkungen des Aneinanderdrängens der bodenständigen und ortskundigen Mächte hervorrufen. Es ist weiterhin die restlose Herstellung des Gesichts der Russen in ihrem Zutritt zum Pazifischen Ozean. Sogar die Räumung von Nordsachalin, das an sich ein guter Austauschraum gewesen wäre, dessen Räumung ein großes Zugeständnis Japans bedeutet. Die Sowjets wissen nun ganz genau, daß sie hier ein ihnen gelegentlich entbehrliches, von Japan teuer zu bezahlendes Austauschobjekt haben, das ihm fast eine halbe Milliarde Goldmark wert war, worüber nun Abkommen zur wirtschaftlichen Ausbeutung getroffen sind (Öl-Mutung, Ausbeutung bis zu 50 % der Funde an der Ostküste, Öl- und Kohlen-Mutungen an der Westküste, von deren Ertrag 5—8 % der Kohlen, 5—15 % des gewonnenen Öls an die russische Regierung gehen sollen). Wie viel leichter wird es fallen, für dieses alte japanische Wunschziel gelegentlich wertvollste diplomatische Hilfe, Rückendeckung vom Inselreich zu erlangen, und mit einer späteren Überlassung gegen schwere Entschädigung noch eine großartige Geste der Rückgabe alten asiatischen Guts an Asiaten zu verbinden! Überdies erhält Rußland auf diese Weise durch japanischen Fleiß eine regelmäßige Rente aus Sachalin, die es selbst nie zu erwirtschaften verstand, was sogar die amtlichen Berichte zugeben.

Und dennoch ist auch Japan zufrieden und begrüßte den Abschluß mit ungeheuchelter Freude; denn die Rückendeckung, die Sicherheit gegen unterminierende Propaganda, namentlich in Korea, die Wirtschaftskonzessionen in Ostsibirien und Sachalin, die Regelung der

Küsten-Fischerei sind dem seelebigen Inselbogen-Reich so viel wert, daß es schließlich manche Gesicht-Beeinträchtigungen in den Kauf nahm.

Japan hat die Interessengemeinschaft mit Rußland durch Krieg und Frieden zielbewußt angesteuert, war ihr in den Vereinbarungen von 1909/10 und 1916/17 schon nahe gekommen. Die gleiche Enttäuschung, wie Deutschland mit dem Rapallo-Vertrag, wird es nicht erleben, weil es viel klarer weiß, was es mit der Verständigung gewollt hat: die Öffnung eines neuen Wegs politischer Aktionsfreiheit, die ihm ohne diesen gar nicht so leicht gefaßten Entschluß fast völlig geraubt schien.

In dieser einzigen Folgerung weichen wir etwas von der vorzüglichen Würdigung von Dr. Mohr in der Ostasiatischen Rundschau Nr. 2 ab, auf die wir sonst wegen mancher Einzelheiten verweisen. Vor allem sind in der richtigen Reihenfolge die geopolitischen Nah-Gründe Japans für die Verständigung angeführt: Die Notwendigkeit des Wieder-Freimachens der Meeres-Ernährung aus den Fischereigebieten der Amurprovinz, der Küstenprovinz und Kamtschatkas, aus der Japan einen Ertrag von zwischen 50 und 60 Millionen Goldmark jährlich, Rußland eine Pacht von über 7 Millionen Goldrubel, Japan darüber hinaus die unschätzbare Sicherheit gegen eine erfolgreiche Nahrungs-Blockade zog, als erster, die Absatzerweiterung für das industrialisierte Land als zweiter, die relative Unabhängigkeit der japanischen Seemacht in ihrer Ölpolitik als dritter.

So wichtig ist für das Küsten- und Inselreich mit seiner fast 42 000 Kilometer zu verteidigenden und allerdings auch verkehrs- und wirtschaftstechnisch zu verwertenden Küstenlinie die Meer-Ernährung! Ein Zehntel seiner überverdichteten Bevölkerung lebt unmittelbar und ausschließlich, ein weit größerer Teil noch mittelbar von ihr!

Die geopolitische Tragweite des Abkommens über den Bereich hinaus, in dem sich die am meisten ozeanischen und die zwei am meisten kontinentalen Großmächte der Erde auf dem eurasiatischen Festland, in einer Zone höchst gemischter und verdunkelter Rechtsverhältnisse aneinanderlegen, ist im 2. Heft, in einem Leitaufsatz über die Möglichkeit eines eurasiatischen Blocks auseinandergesetzt. Die Grenzzone selbst ist umschrieben:

1. Durch die Randmeer- und Küstenfischerei-Rechte der Japaner in den russischen Territorialgewässern von Kamtschatka, Ostsibirien, der Küstenprovinz nach dem Vertrag von Portsmouth und den späteren, nun neu zu revidierenden Abkommen von 1909/10 und 1916/17.

2. Die nur Chinesen, Japanern und Russen vorbehaltenen Schiffahrtsrechte auf dem Amur, Ussuri und Sungari mit Nebenflüssen, die Zugang zu einem Netz von mehr als 6000 km benützbarer Wasserstraßen öffnen.

3. Die staatsrechtliche Schütterzone der teils unabhängig anerkannten, teils als Zubehör Chinas behandelten Mandschurei, die aber von einer mehr als 22000 qkm umfassenden sogenannten autonomen japanischen Eisenbahnzone von Charbin nach Süden über Mukden bis zum japanischen Pachtgebiet Liautung durchzogen ist, dessen Pacht eigentlich 1923 abgelaufen war, und durchsetzt von „besonderen Rechten" Japans in Mandschurei und innerer Mongolei, gemeinsamer russisch-chinesischer Verwaltung der ostchinesischen Bahn, und russischen Sonderrechten, die aus der Mongolei herüber wirken. Eine klare Grenze wird erst bei der Yalu-Tumen-Furche erreicht. Eine Pufferstaatsbildung zeichnet sich hier bereits in Umrissen ab.

Ist hier, am Nordsaum des indo-pazifischen Bereichs eine weittragende, die Luft klärende Verständigung erreicht, so ist am indischen Südsaume die Luft dicker und unsichtiger geworden.

Im Zusammenhang damit ist hier — als auf ein höchst brauchbares Symptom — auf die Bestrebungen des Kreises aufmerksam zu machen, der in Poona „The Servant of

India" herausgibt, ein neben seinen eigentlichen Zielen oft über geopolitisch wichtige Veränderungen ausgezeichnet unterrichtetes Blatt. Es ist um so wertvoller, als es redlich der Vermittlung dienen will, Gegensätze eher mildert, als unterstreicht, aber freilich oft gezwungen ist, die gleichwohl unleugbaren ehrlich heraus zu stellen. In solchen Fragen ist es dann ein vollgültiger Zeuge. Greifen wir aufs Geratewohl etwa die Januar-Schluß-Nummer Poona, 29. 1. 25, heraus, so treten zwei außenindische Reibungszonen und der große innerindische Schwierigkeiten-Kreis unmittelbar vor uns hin.

Zunächst die starke Rückwirkung aller Farben-Distanzierungs-Fragen und Rassen-Zusammenstöße in Ostafrika auf Indien, wo man Ostafrika als das zukünftige Amerika der indischen Rasse betrachtet. Diese Auffassung tritt mir auch aus vielen indischen Schriftwechseln entgegen. Kaum in Sicht einer gewissen Selbstbestimmung angekommen, ist der große indische Menschenverdichtungsraum schon expansiv, und übernimmt Vorstellungen des britischen Imperiums vom indischen Ozean als geschlossenes Meer!

Denn auch alle Fragen der Inselwelt des australischen Mittelmeers begegnen beim indischen Leser der gleichen Beachtung und Nutzanwendung auf die eigene Selbstbestimmungs-Bewegung und künftige gemeinsame Arbeit. Ein Artikel: America in the Philippines, von J. B. Sen, ist darin so lehrreich, wie etwa ein Zusammenhalten der vorzüglichen Übersicht von Dr. Wilhelm Mautner: Die Eingeborenen-Bewegung in Niederländisch-Indien (Ostasiatische Rundschau, 1925, No. 2) mit ihm.

Denn ein solches Zusammenhalten zeigt, wie klar man sich im ganzen indopazifischen Bereich ist über die Unhaltbarkeit des Kolonialstandpunkts der europäischen Westmächte, mit ihrem Besitz von „ein Drittel Asiens" gegenüber den Kolonialrassen Südostasiens. Denn der bloße Anspruch auf dauernde Aufrechterhaltung dieses Besitzes bedeutet eben die Doktrin von der Unterwertigkeit dieser Rassen, die angeblich schon die Haltung der Amerikaner auf den Philippinen gegenüber den Philippinos gefährden soll, obwohl auch hier noch vom Versprechen zum Halten — wie unsere Leser wissen — ein weiter Weg ist.

Welche Interessengemeinschaft zwischen dem entmachteten, und daher entrechteten Mitteleuropa und diesen Kulturrassen aber bereits besteht, ohne daß wir es gewahr werden, das geht aus so eindeutigen Ausführungen, wie etwa dem Bericht von O. Franke über die Tätigkeit der Boykottorganisationen des „Conseil" und der „Union" in Brüssel und Genf—Paris hervor, der sich in den Mittlg. des Verbands der Deutschen Hochschulen, Februar 1925, Heft 2 S. 32 findet. Daher die Notwendigkeit, nicht nur so sinnfällige Erscheinungen aus diesem ganzen Kulturkreise, wie die japanisch-russische Verständigung, sondern auch die weniger hervortretenden und beleuchteten im noch entmachteten, und daher gleichfalls entrechteten und bedrückten Südostasien aufmerksam zu verfolgen, und den Zusammenhang, der sich zwischen ihnen — trotz des augenblicklichen Gegensatzes in der Opium-Politik —, über den zerrütteten indischen und chinesischen Lebensraum hin herstellt und dauernd erhält.

Er ist tatsächlich augenblicklich stärker als Europas Gemeinschaftsgefühl.

Freilich haben wir angesichts dieser Behauptung —, die inneren indischen Zustände für die nächste Berichterstattung zurückstellend — China auf seine Tragfähigkeit und Durchlässigkeit für die an sich von der Mehrzahl seiner Intellektuellen, wie Machtmenschen leidenschaftlich verfochtene Idee der asiatischen Selbstbestimmung zu prüfen.

Dazu hilft uns, neben einer Reihe von Arbeiten, in denen ich z. B. in der Leipziger Illustrierten Zeitung und den Schweizer Monatsheften für Kultur und Politik, wie in Berichten

r Z. f. G. den Nachrichtenstoff zu sichten ver-
cht habe, wie Salzmann in der Köln. Zeitung
ıd anderwärts, eine recht brauchbare Über-
cht der „Times" vom 16. und 17. 2. — unter
r Überschrift: Chinese Chaos, in Peking am
5. 1. abgegangen —, also den abgeschlossenen
eujahrseindruck wiedergebend.

In der beigefügten Skizze ist bereits ein vergrößertes Tibet eingezeichnet, und wir



erden auf allen Skizzen britischen Ursprungs
ın einer unmerklichen Vergrößerungstendenz
eses Landes begegnen, gegen China und
entralasien zu, da es praktisch in die britische
teressensphäre geglitten ist, eine möglichst
roße Vorstellung von Tibet auf Kosten
ines einstigen Suzeräns also diese in den Augen
s harmlosen Beschauers vergrößert!

Sonst aber zeichnet der Aufsatz gut: den Zu-
mmenbruch der noch vor einem halben Jahr
eiviertel Chinas kontrollierenden Chili-Partei;
u Pei Fu, ihren starken Mann, auf der Flucht;
hi Hsieh-yuan, seinen Strohmann in Kiangsu
ırch den Gegner wieder ersetzt, Tsao Kun in
tehrender Haft, sein Anhang der zusammen-
rafften Schätze beraubt, zum Teil hingerichtet; nur ein paar Parteigänger noch in unschädlichen Ämtern. Nur Feng Yu-Hsiang, der christliche Verrat-General, bleibt von der Chili-Gruppe übrig, im Gegenspiel mit Chang Tso Lin den neuen Präsidenten, Tuan Chi Jui an Drähten etwa gleicher Kraftspannung zerrend. Diesem zwiespältigen Norden steht der zerfahrene, wenn auch radikalere Südwesten: Kwangtung, Kwanghsi, Kweichow, Yünnan und Szechuan entgegen, beide letztern im S. W. mit ihren eignen Grenzangelegenheiten so beschäftigt, daß sie völlig abgelenkt erscheinen.

Das alles ist richtig gesehen, wenn auch probritisch frisiert: so vor allem das Verhältnis Chang Tso Lins, des Kriegsherrn der Mandschurei, zu Japan. Hinter ihm steht ein rasch aufblühendes Land, ein gut bezahltes Heer, mit vielen weißen Söldnern, eine wohl geordnete Verwaltung. „Er ist in naher Beziehung mit den Japanern, die ihm viel indirekte Anlehnung bei den jüngsten Kriegshandlungen gaben." (Unter andern ließen sie ihn auf ihren Eisenbahnen fahren!) „Es kann nicht gesagt werden, daß er Pro-Japaner ist, aber es paßt ihm, auf gutem Fuß mit den fremden Mächten innerhalb seiner Tore zu stehen, und die Japaner stützen ihn, weil er die Unvermeidlichkeit ihrer Anwesenheit in der Mandschurei eingesehen hat."

Mit diesen Sätzen ist das Verhältnis wohl richtig gesehen, und es ist für uns angenehm, daß wir das mit britischen Worten konstatieren können! Auch Frankreich hat Chang freundlich einen Dampfer voll „Handelsflugzeuge" (Bréguet), mit den nötigen Kameras, Maschinengewehren und Piloten zugeführt. (Nur um vollständig zu sein!) „Die Japaner sind angenehm berührt, ihre alten Freunde wieder zurück in die Macht kommen zu sehen." Gleichzeitig wird festgestellt, daß englandfreundliche, japankritische Stimmen hinausgetan werden.

Chang Tso Lins augenblickliche Machtstellung, von unfreundlichen Augen gezeichnet, malt sich so: Unbedingter Herr der Mandschurei,

mit starken Kräften in Ost-Chili, durch seinen Schützling Lu Yung-Hsiang über Kiangsu und demnächst Chekiang, d. h. die ganze Yangtse-Mündung mit ihrem Arsenal verfügend, mit der Eisenbahn Tientsin—Pukow auch Shantung teilweise beherrschend, mit Parteifreunden verankert in Anhwei und Kiangsi. Aber diese weit gedehnte Stellung ist nun sehr angreifbar geworden.

Sein heimlicher Gegner Feng hatte sich stark auf die radikalen Freunde der Kuo Ming Tang und Einflüsse der russischen Botschaft gestützt, sah sich von beiden enttäuscht, nach seinem Verrat nicht als unbedingten Herrn der Lage und spielt nun die Sezession auf den heiligen Berg in der Mongolei, wohin man ihn durch einen Landsiedlungs-Auftrag ablenken wollte — ganz wie zu den römischen Triumvirn-Zeiten.

Veteranen-Siedeln ist ein zweischneidiges Tun! Sie laufen leicht wieder Legionen zu, und Feng hat immer noch etwa 50000 ergebene Truppen als Kern in West-Chili und einen blind ergebenen Getreuen in Honan mit weiteren 40000, und Sun Yueh steht mit 25000 in Pautingfu, in Kontrolle der Peking-Hankow-Bahn, nur durch eine Zone von etwa 150 km von den Truppen Changs um Tientsin getrennt. Das ist eine Lage, wie die Roms zwischen Sulla und Marius!

Auch das turbulenteste Element jener Zeit fehlt nicht, wenn auch sein glänzendster Vertreter, Sun Yat Sen, schwerkrank darniederliegt, so daß die Idee, ein bolschewistenfreundliches Kuo Ming Tang-Regiment in Peking — ab[er] mit großchinesischer, fremdenfeindlicher Außen[…] richtung — aufzumachen, am Ausfallen d[es] dafür wichtigsten Mannes scheiterte.

Chang und Tuan, beide bolschewistische[n] Experimenten nicht so geneigt, wie Feng, habe[n] inzwischen etwas echt Chinesisches getan: de[m] zuerst geächteten, mit einem namhaften Pre[is] auf seinen Kopf geflohenen Wu Pei Fu d[as] Amt eines Verteidigungs-Kommissärs der Yangts[e-] Provinzen angeboten: das wäre praktisch d[er] Schritt von der Proskription ins Triumvira[t] und würde Feng darin in eine unhaltbare Lag[e] bringen. Tatsächlich gibt es keine besse[re] geopolitische Analogie für die augenblickliche[n] Zustände in China, als einen Rückblick a[uf] Rom zwischen seinen Triumviraten. Dem en[g-] lischen Berichterstatter scheint dieser Zustan[d] begreiflicherweise verwerflich und den ruhige[n] Handel der saturierten Mächte störend. W[ir] aber erinnern uns, daß in Rom innerhalb de[s-] selben Menschenalters die Kräfte für die Schlä[ge] von Philippi und Actium frei wurden, und d[ie] Legionen des Agrippa, mit denen Octavian [...] das Reich erneuerte und ihm den Frieden ga[b.] Wie lange wird ein solches Reich dann schimp[f-] liche Verträge dulden, sich seine Zollhoheit [be-] schränken lassen? Welcher Resonanzboden f[ür] Selbstbestimmungsbewegungen durch sein[en] alten Kulturkreis wird es sein, welcher Bund[es-] genosse für solche, die ihm jetzt helfen u[m] seine Großmachtstellung, seine Gleichberec[h-] tigung anerkennen, wie Japan, wie Rußlan[d] und wir!

O. MAULL:

BERICHTERSTATTUNG AUS DER AMERIKANISCHEN WELT

Die Vereinigten Staaten II

Der zurzeit erst klarer übersehbare Wirtschaftsabschluß des Vorjahres ermöglicht eine Überschau über die augenblickliche Wirtschaftsmachtstellung der Vereinigten Staate[n,] wobei zunächst nur einige wichtige Einzelda[ten] diese wirtschaftspolitische Position kennzeichn[en]

sollen. Dagegen bleibt es einer künftigen eingehenderen Studie vorbehalten, die Tatsache und das Problem des nordamerikanischen Wirtschaftsimperialismus zu betrachten.

Die konkreten Grundlagen der vereinsstaatlichen Wirtschaftsmacht sind in der staunenswerten Entwicklung seines Landbaus und seiner Viehwirtschaft, seines Bergbaus und seiner Industrie gegeben. So ist die Union hinsichtlich ihrer landwirtschaftlichen Produktion eines der wichtigsten Weizenländer, das erste Maisbau- und das erste Haferland der Erde. Auch die Weizenproduktion hat in den letzten Jahren eine bedeutende Steigerung erfahren. Während im Durchschnitt der Jahre 1909—1913 die Weizenproduktion Nordamerikas (der Union und Kanadas) 28,5 % der Weltproduktion ausmachte, stieg sie 1923 auf 38 % und betrug 1924 37,5 %. Sie war 1923 5mal, 1924 6mal so groß wie die Argentiniens und in denselben Jahren 10mal bezw. 7mal so groß wie die Australiens. Vor dem Krieg war die Weizenproduktion in Europa (809,3 Mill. Centals) bedeutend höher als die Nordamerikas (532,4 Mill. Centals). Im Laufe des Krieges und in den Nachkriegsjahren ist die Produktion in Europa gesunken, und die sich wieder erholende, aber starken Schwankungen unterliegende Produktionsmenge (1919/22: 631, 1923: 750,9 1924: 640,8 Mill. Centals) ist von den nordamerikanischen Werten (690, 763, 686,5 Mill. Centals) überflügelt worden. Nordamerika liegt damit als größtem Getreideland der Erde nach dem Ausscheiden Rußlands, und natürlich nur, so lange dieses nicht voll konkurrenzfähig ist, ein gut Teil der Versorgung der Welt ob. Das bedeutet aber kein politisches Monopol, da sich zwei Staaten in diese Aufgabe teilen und für die Union etwa nur die gute Hälfte der genannten Werte (d. h. ungefähr 20 % der Weltproduktion) in Frage kommen. Diese bevorzugte Stellung in der Weltversorgung erklärt bei der wesentlich geringeren Ernte als im Vorjahr, bei dem immer wachsenden heimischen Verbrauch, der fast alle Getreidearten in abnehmendem Maße zur Ausfuhr kommen läßt, und zugleich bei dem stark spekulativen Charakter der Amerikaner — die heftigen Marktbewegungen der letzten Monate, die alle Symptome eines „Getreidefiebers" zeigten. Zum andern Teil ist aber auch die 1924 erst langsam, dann immer rascher erfolgte und jetzt zur Ruhe gekommene Preissteigerung nichts anderes, als eine eine Zeit lang verzögerte Anpassung an die allgemeine Goldentwertung. Die Maisernte wird auf 2,4 Mill. Bushels gegenüber 3 Mill. Bushels im Vorjahr geschätzt.

Mehr als alles andere charakterisiert die die Industrie nährende Bergbauproduktion die wirtschaftliche Macht der Union. Sowohl in der Roheisen- wie in der Stahlproduktion haben die Vereinigten Staaten 1924 gegenüber 1923 zwar einen bedeutenden Rückgang von 40 Mill. engl. t auf 31 Mill. engl. t, bezw. von 44,9 Mill. t auf 37,8 Mill. t zu verzeichnen; gegenüber 1913 ist aber ihr Anteil an der Weltproduktion von 40 % auf 48 % gestiegen. Unerreichbar stehen sie gegenüber den einzelnen europäischen Konkurrenten da, gegenüber Deutschland, das an Roheisen nur ein knappes, an Stahl ein gutes Viertel der nordamerikanischen Produktion hervorbringt und damit allerdings zum ersten Mal wieder seinen alten zweiten Platz unter den Roheisen- und Stahlproduzenten eingenommen hat; das gleiche gilt gegenüber England und Frankreich, die in ihrer Produktionsmenge nicht viel hinter der deutschen zurückbleiben. Das Verhältnis zwischen der amerikanischen und deutschen Produktionsmenge hat sich im Vergleich mit 1913, wo Deutschland an Rohstahl mehr als die Hälfte, an Roheisen fast zwei Drittel der vereinsstaatlichen Produktionsmenge erzeugte, einschneidend geändert. Da aber das Nachlassen in der Weltproduktion zum ausschlaggebenden Teil auf die Vereinigten Staaten entfällt, während Europa seine Stahlproduktion von 1923 auf 1924 von 27,95 Mill. t auf 33,7 Mill. t, seine Roheisenproduktion von 23,8 Mill. t

auf 31 Mill. t steigerte, so droht die Konkurrenz Gesamt-Europas, zumal dieses noch lange nicht wieder die Produktionswerte der Vorkriegszeit erreicht hat, der Union empfindlich zu werden.

Dagegen stehen die Vereinigten Staaten als erstes Kupferland der Erde mit einer Erzeugung von 898 212 short tons (1924) gegenüber 833 735 short tons (1923), d. h. mit 61,5 % der Weltproduktion, konkurrenzlos da. Das zweitgrößte Kupfergebiet der Erde (Chile und Peru) liefert nur den vierten Teil des nordamerikanischen Produktionswertes. Wenn dagegen auch die Produktionsmenge des belgischen Kongo nur 6,5 % der Weltproduktion ausmacht, so ist jedoch die Produktionssteigerung dieses Gebietes von 1923 auf 1924 um mehr als 50 % in den Vereinigten Staaten mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt worden; und durch einen Ankauf von Aktien der Union Minière du Haut-Katanga hat Amerika sofort versucht, dort Einfluß zu gewinnen. Wie in der Vorkriegszeit ist Deutschland wieder der beste amerikanische Kupferkäufer; Deutschland kaufte 22 %, Frankreich 21 %, Großbritannien 20 % des aus der Union exportierten Kupfers. Die amerikanische Zinkerzeugung beträgt 0,54 Mill. t und macht 56 % der Weltproduktion aus. Es folgen Belgien mit einem Drittel, Deutschland samt Oberschlesien mit einem knappen Fünftel dieser Produktionsmenge. An Blei produzierten die Vereinigten Staaten 0,537 Mill. tons (= 38 % der Weltproduktion). Es folgen Mexiko mit einem knappen Drittel dieser Erzeugungsmenge und, noch weiter abstehend, Australien. Die Goldproduktion betrug 1924 51,9 Mill. Doll. gegenüber einer Höchstproduktion von 101 Mill. Doll. im Jahre 1915; doch zeigt sie auch im letzten Jahre steigende Tendenz, während die Silberproduktion ein wenig zurückgegangen ist. Mit einer Produktionsmenge von 64 Mill. Unzen nimmt allerdings die Union hinter Mexiko (90,5 Mill. Unzen) erst die zweite Stelle unter den Silberländern der Erde ein. Der Verbrauch von Silber in den Gewerben stellt sich im Durchschnitt der letzten fünf Jahre auf 24,4 Mill. Unzen (1924: 28 Mill. Unzen), so daß erhebliche Verschiffungen von Silber in immer steigendem Maße (1924 mehr als doppelt so viel als 1921) stattfinden konnten.

Mit immer wachsender Besorgnis blicken die Vereinigten Staaten trotz und gerade eben wegen ihrer beherrschenden Stellung in der Petroleumproduktion auf die rege Entwicklung der Petroleumerzeugung Mexikos. Die Produktionsmengen beider Staaten sind zwar von 1923 auf 1924 zurückgegangen, in der Union von 725,7 Mill. Barrels auf 718 Mill. Barrels, in Mexiko von 152 Mill. Barrels auf 145 Mill. Barrels (1 Barrel = 42 Gallonen zu 2,85 kg); und die vereinsstaatliche Erzeugung macht etwa 70 %, die Mexikos 14 % der Weltproduktion aus; darin liegt aber gerade die geopolitische Verlockung der Union, durch die Beherrschung der mexikanischen Quellen die Monopolstellung in der Weltproduktion zu erlangen. So läßt eine flüchtige Überschau über die zurzeit verfügbaren Wirtschaftszahlen die Wirtschaftsmachtstellung der Union ahnen und rollt allerlei geopolitische Probleme auf, deren Weiterverfolgung in systematischer Untersuchung vorgenommen werden soll.

Nichts vermag vielleicht am Schlusse dieser skizzenhaften Betrachtung den Weg der Vereinigten Staaten zur Wirtschaftshegemonie noch besser zu beleuchten als die immer schärfer sich herausbildende Außenhandelsstruktur. 1923 stand dem Einfuhrwert von 3791,9 Mill. $ ein Ausfuhrwert von 4167,9 Mill. $ (ohne Edelmetallverkehr) gegenüber. 1924 dagegen hat bei abnehmender Einfuhr — 3610,9 Mill. $ — eine sehr starke Ausfuhrsteigerung — 4588,3 Mill. $ — stattgefunden, d. h. mit einer bedeutend gewachsenen Beherrschung des Weltmarktes bei geringerer Abhängigkeit von der Umwelt ist die Union um einen wesentlichen Schritt dem Ziele der Wirtschaftshegemonie näher gekommen.

Kanada.

Innerhalb des Britischen Weltreichs entckelt sich immer mehr das „Dominion of nada", das mit Neufundland und Labrador sammen Britisch-Nordamerika ausmacht, zur litischen Persönlichkeit von klar umrissener estalt. Sein Verhältnis zum Mutterland oder, an kann heute schon sagen, zum Staatennd des Britischen Weltreichs, ebenso das zur rdamerikanischen Union sind dabei aber ch wie vor seine schwerwiegendsten politinen Probleme, die heute verwickelter denn je scheinen. Einer Übersteigerung des heutigen rhältnisses diplomatischer Autonomie gegener dem Mutterland nach der völligen politinen Selbständigkeit hin, d. h. einem Streben ch Ausscheidung aus dem britischen Reichsrband wirkt als Regulativ die beklemmende aseitige politische Nachbarschaft und der von sem Nachbarn, der Union, ausgehende hohe lkerdruck entgegen. Ist zwar Kanada mit Mill. qkm der Union vollkommen raumeich — einschließlich der Kolonie Neufundnd und Labrador und der arktischen Inseln ertrifft Britisch-Nordamerika mit etwa ,4 Mill. qkm das 9,4 Mill. qkm große Areal r Vereinigten Staaten weit, — so drückt doch Bevölkerung der Union in einer 12½fachen ermacht auf den nördlichen Nachbar. Als ed des Britischen Reiches kann und will nada diesen politischen Druck der Union shalten; und seine formale Zugehörigkeit zum tischen Reich wird so lange nicht gefährdet, es England versteht, die von einem gesunden tionalgefühl getragene autonome Stellung nadas zu stärken und damit eine immer ärfere nationale Grenze zwischen den Kadiern und den U. S. Amerikanern zu ziehen. eser Prozeß der Nationbildung ist noch gst nicht abgeschlossen; und er verträgt hier Kanada weniger Störungen als vielleicht lerwärts. Die Kanadisierung geht weit langner vor sich als die Amerikanisierung in der Union, und den Gegensätzen der Bevölkerung nach Herkunft und Sprache kommt darum in Kanada noch eine politische Bedeutung zu. Immerhin ist dabei die Beobachtung wesentlich, daß das französische Element infolge geringer Vermehrung und fast erloschenen Nachschubs aus dem Mutterland ständig und rasch abnimmt; machte es doch 1901 noch 31,4 %, 1921 nur mehr 27,9 % der Bevölkerung aus. Dem gegenüber kommt den Briten nur die schwache Majorität (55,4 %) der Gesamtbevölkerung zu; davon machen die Engländer 26,6 %, die Schotten und Walliser 14,2 %, die Iren 14,6 % aus. Den Deutschen (5,6 %) kommt kaum eine besondere politische Bedeutung zu.

Kanadas günstige Wirtschaftsentwicklung leistet seiner politischen Sonderstellung bedeutenden Vorschub. Vor dem Krieg und noch 1921 und 1922 zeigte seine Außenhandelsstruktur eine bedeutende Abhängigkeit von der Umwelt; denn die Einfuhr überwog die Ausfuhr. Während des Krieges und wiederum neuerdings, 1923 und 1924, stellte sich das umgekehrte Verhältnis ein, und die Handelsbilanz wurde aktiv: einem Ausfuhrwert von 1045,1 Mill. kanad. $ steht 1924 ein Ausfuhrwert von 893,4 Mill. kanad. $ gegenüber; 431,6 und 619,2 sind die entsprechenden Zahlen für 1914. Die innere Wirtschaftsstruktur hat sich dabei kaum wesentlich geändert. Noch immer kommt der kanadischen Urproduktion der Löwenanteil an der Ausfuhr zu, wenn auch der prozentuelle Anteil der pflanzlichen und tierischen Erzeugnisse an der Ausfuhr im Vergleich der Zahlen von 1914 und 1924 von 46,6 auf 41,2, bezw. von 17,7 auf 13,4 herabgegangen ist. Eigentlich nur die auffallende Steigerung des Ausfuhrwertes von Holz und Papier von 14,6 % auf 26,2 % vom Gesamtwert deutet auf eine stärkere Entwicklung der Industrie hin. Gegenüber der viel günstigeren Wirtschaftslage der Union muß die Kanadas

freilich noch als unausgeglichen bezeichnet werden; Schwankungen in der Wirtschaftskraft treten darum noch häufig auf. Hat doch die wirtschaftliche Entwicklung der Union eine bedeutende Steuerherabsetzung zur Folge gehabt und damit eine stets wachsende Auswanderung aus Kanada ausgelöst, das seine Staatsangehörigen seinerseits mit immer höheren Steuern belasten mußte; 1922 wanderten 62 289, 1923 191 973 und in den sechs ersten Monaten des Jahres 1924 wiederum 96 825 Kanadier nach den Vereinigten Staaten aus. Dies hat zu einem Aderlaß geführt, der für das schwach bevölkerte Land eine schwere Schädigung seiner wirtschaftlichen Kraft bedeutet. Mit diesen Verhältnissen hängen die jüngsten Meldungen über Unzufriedenheit in Kanada zusammen, besonders in den Arbeiterkreisen, die auf die Vereinigten Staaten hinblicken als das Land, wo Milch und Honig fließt. Wenn in dem Zusammenhang im kanadischen Parlament das Wort gefallen ist, daß im Falle einer Abstimmung ein Drittel der Bevölkerung Kanadas für eine Trennung vom Britischen Reich und für eine Annexion durch die Vereinigten Staaten einträte, so ist das im gegenwärtigen Stadium doch nichts anderes als eine starke Übertreibung.

Die wichtigste Kraftquelle der kanadischen Wirtschaft ist sein Landbau, obgleich nur 2,3 % (von 9,8 Mill. qkm) 1923 angebaut waren; das anbaufähige Gebiet wird auf 12 % geschätzt. 1 % waren mit Weizen bestellt. Kanadas Weizenernte (262 Mill. Bushels) war 1924 bedeutend geringer als die vorjährige (474 Mill. Bushels). Der Durchschnittsertrag von Weizen per Acre wird auf 11,9 Bushels gegen 21 Bushels im Vorjahr geschätzt. Auch die Ernteerträge an Hafer (411 Mill. Bushels), Roggen (14 Mill. Bushels) waren geringer, die von Gerste (86 Mill. Bushels), Leinsaat (9 Mill. Bushels), Rübenfutter und Kartoffel (56 Mill. Zentner), Heu und Klee (15 Mill. t) waren größer als im Vorjahre. Die Steigerung des Gesamtwertes aller Ernten von 996 Mill. $ gegenüber dem des Vorjahres um fast 100 Mill. bei starkem Ernteausfall und einer Anbaufläc[he] von 58,3 Mill. Acres, die gegenüber dem V[or]jahr um etwa 1 Mill. Acres gewachsen i[st,] wurde vornehmlich durch die höheren Getrei[de]preise bedingt. Die Beträge werden als norm[al] angesehen — im Jahresmittel 1910—1914 l[ie]f sich die Weizenernte auf 196 Mill. Buhels — während das Jahr 1923 als ein Rekordja[hr] angesehen wird. Da in dem dünn bevölkert[en] Lande nur 22 % des Weizens verbrauc[ht] werden, vermag Kanada vornehmlich mit sein[er] Weizenausfuhr den Weltmarkt zu beherrsche[n]. Ein entwickelter Anbau von Früchten und G[e]müsen, Tabak und die Erzeugnisse der Milc[h-] und Fleischwirtschaft runden das landwi[rt]schaftliche Bild ab.

Kanadas zweite wirtschaftliche Kraftquelle [ist] sein Waldreichtum, der vornehmlich Bauho[lz] und Holzmasse zur Papierbereitung liefert. [In] der Papierfabrikation stand Kanada 19[..] zwar noch an zweiter Stelle hinter den V[er]einigten Staaten, die es aber vermutlich üb[er]flügeln wird. Auch mit seiner Bergbauprodukti[on] tritt es als scharfer Konkurrent der Union au[f]. Seine Goldproduktion (1924: 1,52 Mill. Unz[en] im Werte von etwa 30 Mill. $) scheint die[se] allmählich von ihrem zweiten Platz in der We[lt]erzeugung verdrängen zu wollen. Mit ein[er] Silberproduktion von 20,4 Mill. Unzen ste[ht] es nach Mexiko und der Union an dritter Ste[lle] unter den Weltproduzenten. 90 % der We[lt]ausbeute an Nickel (69,2 Mill. lbs.) ist k[a]nadischen Ursprungs, mit seinen Kobalterz[en] beherrscht Kanada den Markt, und es ist d[er] größte Asbestproduzent. In seinem Kohle[n]bedarf ist es dagegen wegen ungünstiger La[ge] seines eigenen reichen Kohlengebiets no[ch] immer von den Vereinigten Staaten abhängi[g], und nur die stets wachsende Ausnutzung d[er] Wasserkräfte mildert diese Abhängigke[it]. Dagegen steigt seine Kupferprodukti[on] (101,5 Mill. lbs.) rasch; und eine rege En[t]wicklung ist in seiner Industrie (Mühle[n]

lustrie, Papierfabrikation, Hüttenwerke, Faken für landwirtschaftliche Maschinen, Autobilindustrie) auffällig. Schon seit Jahren ıcht der Anteil der industriellen Produktion —35 %, der seiner landwirtschaftlichen Proktion über 40 % vom Wert der Gesamtoduktion aus. Auf wesentlichen Wirtschaftsbieten muß Kanada als scharfer Konkurrent r Vereinigten Staaten angesehen werden; d wie die vereinsstaatliche so ist auch Kanadas ndelsbilanz für 1924 aktiv (Einfuhr 893,4 nad. $, Ausfuhr 1045,1 $).

In der Einfuhrtabelle nehmen nach wie vor, schwach veränderter Reihenfolge, pflanzliche zeugnisse (20,9 %), Webstoffe (19,4 %), Eisen d Stahl, einschließlich der landwirtschaftchen und industriellen Maschinen (19,4 %), chtmetallische Mineralien, besonders Kohlen d Petroleum (17,5 %), die ersten Stellen ein. Dagegen ist aber in der Richtung der Handelsziehungen eine einschneidende Wandlung n größter geopolitischer Tragweite vor sich gangen, die nichts anderes als eine immer arere Herauslösung des kanadischen Wirtıaftskörpers aus dem Wirtschaftsverbande des itischen Reiches bedeutet. Während 1914 e Hälfte der kanadischen Ausfuhr nach Großitannien und Irland und weitere 5,4 % nach m übrigen Britischen Reich gingen, hatte h wohl die Ausfuhr 1924 nach dem letzteren el auf 7,3 %, aber der Export nach den itischen Inseln war auf 34,4 %, also um ,4 % zurückgegangen; dagegen ist der Export ch der Union von 1914 bis 1924 von 37,8 % f 41,2 % gestiegen. Auch der englische Imrt in Kanada ist in derselben Zeitspanne von ,3 % auf 17,1 % gesunken, während die Einhr von den übrigen Reichsteilen schwach, e von den Vereinigten Staaten her stärker on 64 % auf 67,3 % des Gesamtimports) geegen ist. So ist Kanada das zweitwichtigste portland der Union und steht nur hinter oßbritannien und Irland zurück. Kanadas ısfuhr nach der Union entspricht umgekehrt 11 bis 14 % der vereinsstaatlichen Gesamteinfuhr. Immer mehr bildet sich so ein großer nordamerikanischer Wirtschaftskörper heraus. So ähneln schon heute die wirtschaftlichen Verkettungen zwischen Kanada und dem vorwiegend industriellen Nordosten der Union durchaus den wirtschaftlichen Bindungen, die zwischen diesem Gebiete und den West- und Südstaaten bestehen: Rohstoffe fließen nach dem vereinsstaatlichen Nordosten hin, der dann die verschiedensten Halb- und Fertigfabrikate zurücksendet. Aber weniger diese Verschmelzung des vereinsstaatlich-kanadischen Wirtschaftsgebiets durch Ausbildung gleicher Wirtschaftsformen charakterisiert die geopolitische Lage Kanadas auf wirtschaftlichem Gebiet als die stets wachsende Beherrschung der kanadischen Wirtschaft, vornehmlich der Industrie, durch das vereinsstaatliche Kapital. Es wird berichtet („The Gazette Montreal“ 22. 10. 24, nach Wirtschaftsdienst 1925, 7), daß die amerikanischen Kapitalanlagen in Kanada in den letzten zehn Jahren um das fünffache gestiegen seien. Erst wieder neuerdings hat sich der Staat dazu entschließen müssen, zur Finanzierung der Canadian National Railway eine Anleihe von etwa 30 Mill. in New York aufzunehmen. Mit ihrer Linienführung von 35 200 km ist sie von höchstem Wert für die Erschließung des Landes; einzelne ihrer Strecken erweisen sich jedoch noch völlig unrentabel, so daß die einzelnen Bahngesellschaften während des Krieges in eine recht kritische Lage kamen, aus der sie nur die Übernahme der Bahnen durch den Staat befreit hat. Nach Angaben der „Financepost of Toronto“ ist das ausländische Kapital von 150 Mill. $ (1900) auf 4640 Mill. $ (1923/24) gestiegen, und wiederum ist auch hier im Vergleich der letzten zehn Jahre eine starke Verdrängung Großbritanniens (1915: 1860, 1923: 1980 Mill. $) durch die Union (1915: 420, 1923: 2425 Mill. $) festzustellen.

Daß die kanadische Regierung solch stetig wachsender Wirtschaftsabhängigkeit von der

Union nicht untätig zuschaut, zeigt die Eröffnung eines Tarifkampfes, der im Augenblick, wo sich die Vereinigten Staaten im amerikanisch-deutschen Handelsvertrag verpflichten, amerikanischen Ozeandampfern keine Ermäßigung der Frachttarife zuzugestehen, bei zehn neu einzustellenden Dampfern die Frachtsätze für Mastvieh, Getreide und andere kanadische Ausfuhrobjekte, sowie für aus England nach Amerika einzuführende Waren um ein Drittel herabmindert, eine Maßnahme, die in der Union nicht ohne sofortigen Widerhall geblieben ist.

So äußern sich die Kraftwirkungen des vereinsstaatlichen Machtpols immer stärker und rücken Kanada immer mehr in das vereinsstaatliche „Kraftfeld“. Es sind Einwirkungen vornehmlich wirtschaftlicher Natur, aber der Möglichkeit solcher Wirkungen liegt die naturgegebene Einheit Nordamerikas zu Grund Nordamerika erscheint in der Perspektive d Geopolitikers schon heute wie ein großer poli scher Lebensraum. Zwar zieht noch die Gren zwischen Kanada und der Union als willkü licher Schnitt zwischen beiden Staaten hindur Aber immer inniger schließt sich durch die anthropogeographische Lageänderung — Rüc wendung des Nordens nach den Vereinigte Staaten hin und vielfältige Verknüpfung qu über diese Grenze im einzelnen — die Eige bedeutung und zugleich die Einheit dieses Er teilraums, in dem die Union das Übergewic besitzt. Das sind die Kräfte, die der kanadische Selbständigkeit und dem kanadischen Nationa bewußtsein entgegenwirken, und die zuglei dabei dem Hegemoniestreben der Union Vo schub leisten.

E. OBST:
LITERATURBERICHT AUS DER ALTEN WELT

Hermann Stegemann, Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet des Rheines im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Berlin und Leipzig 1924, X u. 664 Seiten.

Ein vorzügliches und im besten Sinne geopolitisches Buch! In meisterhafter Klarheit und Tiefe behandelt Stegemann das Zentralproblem der westeuropäischen Politik und beleuchtet, wie Bodengestaltung und Hydrographie im Bereich des Rheines immer und immer wieder die Geschichte der Rheinvölker bestimmend beeinflußt haben.

Bei der Überfülle des Stoffes und der Größe der Zeiträume, für die Stegemann die politische Bedeutung der Rheinlinie darstellt, ist eine ins Einzelne gehende Inhaltsangabe dieses prächtigen Buches leider nicht möglich. Als Leitmotiv zieht sich durch das ganze Werk diese Feststellung: Das gesamte Rheingebiet stell eine feste Einheit von so zwingender Kraft da daß niemals oberrheinische Völker gegen niede rheinische gekämpft haben. Streitobjekt wa und ist der Rhein stets nur zwischen We und Ost. Indessen die geopolitischen Verhäl nisse der beiden Flanken sind grundverschiede Wer vom Westen her zum Rhein drängt, wi durch die Naturgegebenheiten dazu gezwunge über den Rhein hinweg bis etwa zur Elbe vo zustoßen. Niemals kann der Rhein Frankreic Grenze sein; er ist bestenfalls die Basis, vo der aus eine ständige Bedrohung und Beun ruhigung Mitteldeutschlands erfolgt. Eben de halb muß Deutschland unbedingt darauf b dacht sein, die Rheinlinie fest in der Hand z haben, um sich in Ruhe entwickeln zu könne „So wurde der Kampf um den Rhein der i Westen Europas aufgekommenen französische Nation zur politischen Leidenschaft, den in de

drangvollen Mitte siedelnden Deutschen aber zum geschichtlichen Schicksal." Frankreich will den Rhein; Deutschland braucht den Rhein. Nur zweimal im Laufe seiner Geschichte hat sich Deutschland ruhig und stetig entwickeln können, nämlich dann, wenn der Rhein ein deutscher Strom war: zur Sachsen- und Staufenzeit und nach 1871! Lernen wir drum aus der mehrtausendjährigen Geschichte: Ohne den deutschen Rhein keine Ruhe, kein Frieden für Deutschland und ganz Europa. „Deutschland kämpft heute inbrünstiger um den Rhein als je zuvor. Von der Ariovistschlacht bis zum Kampfe der Waffenlosen an der Ruhr spannt sich eine einzige klirrende Kette, zu der die Unsichtbaren täglich neue Glieder schmieden. Der Rhein aber strömt, umkämpft, umworben, wie kein zweiter Strom der Welt, durch die Jahrtausende. Er ist heute zum Schicksalsfluß der ganzen Welt geworden; denn die ganze Welt hat ihn umkämpft, und mit größerem Recht als je zuvor trägt der deutsche Strom bis in die Fülle der Zeiten die deutungsreiche Bezeichnung, die das Mittelalter für ihn ausgesonnen: Rhenus fluminum princeps."

Das meisterhafte Rheinwerk Stegemanns sollte in keiner deutschen Schule, in keiner deutschen Familie fehlen.

W. Spies, Das historische Rheinbild. Verlag von Hoursch & Beckstedt, Köln a. Rh. 1923, 48 Seiten u. 30 Abbildungen.

Kurz aber packend versteht es Spies, seinen Lesern zu zeigen, wie stark das kulturelle Leben der Länder am Rhein von dem Strome befruchtet worden ist, wie einzig im Bereich des Stromgebietes die Wechselwirkung zwischen Natur und Mensch seit altersher gewesen ist. Köstlich die Kulturbilder, die der Verfasser zu zeichnen weiß: die Römer am Rhein, die von Karl dem Großen geschaffene Pfalz Ingelheim, das mittelalterliche Kaiserreich am Rhein, die Städtebilder Mainz und Köln, die mittelalterliche Rheinschiffahrt und die kulturelle Blüte des Rheinlandes vor dem dreißigjährigen Krieg.

Der Ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens, herausgegeben von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Volz. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1924, 51 Seiten.

Drei namhafte Historiker ergreifen in diesem Heftchen das Wort und weisen nach, daß die Germanen in Zwischeneuropa als Ursiedler anzusprechen sind und diese Gebiete bereits vor der Völkerwanderung erschlossen haben. Kötzschke behandelt den Ursprung und die geschichtliche Bedeutung der ostdeutschen Siedlung, Dopsch die historische Stellung der Deutschen in Böhmen und Mähren, Holtzmann die Herkunft der Deutschen in Böhmen und Mähren. — Von politischer Wichtigkeit ist die Feststellung, daß die germanischen Ursiedler während der Völkerwanderung nur zum kleineren Teil nach Osten und Süden abgezogen sind, die Hauptmasse dagegen trotz Slavenflut auf ihrer Scholle sitzen blieben. „Durch Siedlung wird der Mensch heimfest, altererbtes Siedlungsland ist Heimatboden; so spielt in all dies der Gedanke an das Heimatrecht der Völker hinein. . . . . Darum ist es nicht gleichgültig, ob das Germanentum ein halbes, ein ganzes Jahrtausend und länger vor den Slaven im Lande eingesessen war, ob die Deutschen als Einheimische, als Siedler auf selbsterrungenem Boden und Träger einer aufwärts führenden Kultur oder als Gäste und Fremdlinge angesehen werden." (Kötzschke.)

Adriaticus, Deutschlands gerechte Grenzen. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1925. 116 Seiten, 14 Zeichnungen, 1 Karte.

Eine klare, zielbewußte und auf breiter wissenschaftlicher Basis aufgebaute Untersuchung über die Grenzen zusammenhängenden deutschen Volkstums in Mitteleuropa. Wenn je das Wort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker zur Wahrheit werden sollte, dann wird die Studie von Adriaticus eine wichtige Grundlage für die Ausgestaltung des dritten Deutschen Reiches bilden.

Nicht geschichtliche, nicht strategische, nicht „natürliche“, auch nicht Sprachgrenzen erkennt der Verfasser als gültig für unsere Epoche an; allein die Grenze des Volkstums (Blutsverwandtschaft oder gleiche Kultur, historische Gemeinschaft und Gemeinschaftswille) kann in Zukunft auf den Titel einer gerechten Grenze Anspruch erheben. In diesem Sinne versucht Adriaticus das Gebiet deutschen Volksbodens zu umgrenzen in der festen Überzeugung, daß früher oder später diese Grenze realpolitische Bedeutung gewinnen wird. Mit zwingender Gewalt führt das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu einem deutschen Volksstaat (Gesamtdeutschland) von 672 775 qkm und 78 Millionen deutschen Menschen.

Die Schrift von Adriaticus, der wir eine recht weite Verbreitung wünschen möchten, hält sich frei von irgendwelchen utopischen Maßlosigkeiten. Sie dient nicht fanatisch-nationalistischen Zielen, sondern behandelt in ruhiger Sachlichkeit das deutsche Problem als die Kardinalfrage der Befriedung Europas.

Ernst Tiessen, Versailles und Fortsetzung. Eine geopolitische Studie. Verlag Kurt Vowinckel, Berlin 1924. 62 Seiten, 1 Karte.

Über den „Vertrag“ von Versailles ist das deutsche Volk leider durchaus mangelhaft orientiert. Den Urtext mit seiner Fülle von Paragraphen, Anlagen usw. haben wohl nur wenige wirklich durchgearbeitet, und alle Auszüge juristischer Art geben kein Bild von dem Ausmaß an Vergewaltigung, das wir zu ertragen haben. Unter diesen Umständen bedeutet es im besten Sinne eine nationale Tat, wenn Tiessen leidenschaftslos, aber mit denkbarster wissenschaftlicher Schärfe die Bestimmungen des Diktats vom politisch-geographischen Standpunkt beleuchtet.

Der „Vertrag“ brachte dem Deutschen Reiche labile Grenzen, Einbruch in den Staatsinhalt, willkürliche Abschnürung deutschen Volkstums, schwere Eingriffe in die militärische, finanzielle und wirtschaftliche Staatshoheit usw. Indem Tiessen alles dies im einzelnen belegt und ausführt, kommt er zu der Feststellung, daß Deutschland faktisch aufgehört hat, ein Staat zu sein. — Auch das Dawes-Abkommen ändert an diesem unerträglichen Zustand nichts, weil es die Vergewaltigung des deutschen Staates ohne weiteres übernimmt. „Wenn man einen Leitsatz über das Sachverständigen-Gutachten setzen wollte, so müßte er lauten: Es wird davon abgesehen, daß das Deutsche Reich ein Staat ist.“

Wenn das deutsche Volk überhaupt noch den Willen besitzt, mit allen nur denkbaren legalen Mitteln gegen das Schanddiktat von Versailles anzukämpfen, so sollte es Kraft und Wissen hierzu nicht zuletzt aus der Schrift von Tiessen schöpfen. Jede deutsche Familie muß dieses Büchlein besitzen.

Erwin Scheu, Deutschlands wirtschaftsgeographische Harmonie. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1924. VIII und 175 Seiten, 70 Kärtchen im Text.

Der Titel dieses Buches ist vielleicht nicht sonderlich glücklich gewählt, denn von einer Harmonie im Wirtschaftsleben des Deutschen Reiches kann nicht gut die Rede sein. Das Ziel der Scheu'schen Untersuchung ist, die wirtschaftsgeographischen Zusammenhänge zwischen den einzelnen Gebieten Deutschlands so weit als möglich zu zeigen. Bei der Lückenhaftigkeit des für den Binnenhandel zur Verfügung stehenden statistischen Materials konnte dieses Ziel nur zum Teil erreicht werden. Aber auch die bloße Herausarbeitung der Probleme stellt an sich schon ein Verdienst dar. — Neben einem allgemeinen Teil, der vor allem die Ernährungswirtschaft Deutschlands behandelt (Landbaukreise, Überschuß- und Zuschußgebiete usw.), skizziert Scheu die Wirtschaftsstruktur der folgenden Teilgebiete: Berlin und die Mark Brandenburg, Freistaat Sachsen, Thüringen einschl. Regierungsbezirk Merseburg und Erfurt, Regierungsbezirk Magdeburg nebst Anhalt, Nieder-

achsen, Bayern, die bayrische Pfalz, Württemberg, Baden, das Industriegebiet Rhein-Ruhr, das Ostseegebiet, Schlesien, die zerstückelten, abgeschnittenen oder verlorenen Gebiete.

Hans Baumann, Kraftquellen und Verkehr als bestimmende Faktoren für deutsche Wirtschaftsgebiete. Technisch - wirtschaftliche Bücherei, Heft 24, Verlag Guido Hackebeil, Berlin 1923, 24 Seiten, 15 graphische Bilder.

Baumann geht von den Energiequellen der verschiedenen deutschen Gebiete aus und unterscheidet als Wirtschaftseinheiten: Ostpreußen, Ostseegebiet, Hamburg-Schleswig, Brandenburg-Berlin, Schlesien, Niedersachsen, Mitteldeutschland, Rheinland - Westfalen, Rhein - Main - Gau, Baden - Württemberg, Bayern. Im Anschluß daran untersucht Baumann eingehend den Eisenbahn - Güterverkehr (rund 85 % des Gesamtgüterverkehrs) und findet, daß die oben genannten Energieprovinzen zugleich ausgesprochene Verkehrseinheiten sind. Einen besonderen Wert stellen die graphischen Bilder dar, auf denen der Eisenbahn-Güterverkehr jedes der 11 Wirtschaftsgebiete mit sämtlichen übrigen veranschaulicht wird. — Die Untersuchung Baumanns ist einseitig, indem Wirtschaftsgebiete lediglich nach Energiequellen und Eisenbahn-Güterverkehr gekennzeichnet werden. Trotzdem verdient die Arbeit durchaus Anerkennung, weil sie den Güterverkehr der einzelnen Teile Deutschlands zum ersten Male in voller Klarheit hervortreten läßt.

Norbert Krebs, Süddeutschland. Landeskunde von Deutschland, Teil I. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1923. 146 Seiten, 15 Kärtchen im Text.

Ein erstaunlich umfangreiches Material ist in dieser länderkundlichen Studie zu einem knappen, aber kennzeichnenden Bilde von Süddeutschland (einschl. Elsaß-Lothringen) verarbeitet worden. Nach einer allgemeinen geographischen Charakteristik des Gesamtgebietes (S. 1—56) behandelt Krebs die Einzellandschaften (S. 56 bis 142): Die oberrheinische Ebene, die Umrahmung der Rheinebene, das schwäbisch-fränkische Stufenland, die ostbayrischen Randgebirge, die Alb, das Alpenvorland, die deutschen Alpen. Natur und Mensch kommen in der Darstellung von Krebs leidlich gleichmäßig zur Geltung; die Siedlungen erfahren eine kurze, aber das Wesen treffende Behandlung. — Der knappe Raum, in den das übergroße Material hineingewoben werden mußte, machte eine Beachtung stilistischer Feinheiten natürlich unmöglich. Einige der beigefügten Kärtchen sind veraltet (München, Stuttgart!) und sollten in einer eventuellen Neuauflage ersetzt werden.

Süddeutschland von oben. Erste Folge: Württemberg und Hohenzollern. Einhundert Aufnahmen aus dem Flugzeug von Paul Strähle, Einführung und Erläuterungen von Karl Uhlig. Verlag von A. Fischer, Tübingen 1924. 16 Seiten Text, 1 Karte, 100 Bilder.

Das Wesen einer Landschaft ist im Flugzeugbilde oftmals besser festzuhalten als in einem vom Erdboden aufgenommenen Bilde. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, wenn hier ein erster Versuch gemacht wird, nach dem Vorbilde Schweizer Unternehmungen das vielgestaltige und malerische Süddeutschland durch Photographien von oben einem größeren Kreise vorzuführen. Die Aufnahmen sind durchweg sehr gut, nicht minder hervorragend ihre technische Wiedergabe. Die von dem Tübinger Geographen Prof. Uhlig gelieferten Erläuterungen werten diese Bilder in sehr geschickter Weise geographisch aus. Vielleicht dürfte es sich für die Zukunft empfehlen, bei der Aufstellung der Flugpläne bereits einen Geographen hinzuzuziehen, bezw. ihn im Interesse der systematischen Ausgestaltung der Aufnahmen an der Fahrt teilnehmen zu lassen.

Franz Schnabel, 1789—1919. Eine Einführung in die Geschichte der neuesten Zeit. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-

Berlin 1924. IV u. 198 Seiten mit Karten und Diagrammen.

Das Buch ist eine Sonderausgabe vom letzten Teile eines „Grundrisses der Geschichte“ für höhere Lehranstalten. Die außerordentlich gediegene Art, mit der der Verfasser den gigantischen Stoff meistert, sein klarer, lebendiger Stil, der offene Blick für weltpolitische Probleme machen diese Schrift jedoch auch für den Erwachsenen zum Ausbau seiner staatsbürgerlichen Bildung sehr geeignet. — Für eine evtl. Neuauflage würden wir empfehlen, das Problem der Irredenta als kriegstreibender Faktor stärker hervorzuheben und wenigstens mit ein paar Seiten die Frage des Auslandsdeutschtums zu behandeln.

Fritz Hartung, Deutsche Geschichte vom Frankfurter Frieden bis zum Vertrag von Versailles, 1871—1919. Verlag Kurt Schroeder, Bonn-Leipzig 1924. 383 Seiten.

Eine für den Historiker gewiß sehr wertvolle Darstellung der letzten Epoche der deutschen Geschichte. Der Geograph und Politiker kann dem Werke vielleicht nicht ganz gerecht werden, weil in der Schilderung des historischen Ablaufes die geographische Lage unseres Vaterlandes, die Eigenart seiner Grenzen usw. nicht berücksichtigt worden sind. Uns möchte scheinen, daß gerade die Politik Bismarcks ohne Wertung der geographischen und geopolitischen Gegebenheiten kaum recht verständlich sein kann. Hartung hat allerdings die sozialen und wirtschaftlichen Belange stark in den Vordergrund gerückt, aber auch sie sind doch in erheblichem Umfange wiederum durch den Staatsraum, geographische Lage usw. bedingt.

Otto Brandt, Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin-Leipzig 1925. XVI und 448 Seiten.

Das fesselnde Problem der Beziehungen zwischen geistigem und politischem Leben an der Grenze zweier Zeitalter und zweier Völker entrollt sich in diesem interessanten und feinen Buche als ein lebendiges, farbiges Bild. Ein meist aus Privatarchiven stammendes umfangreiches Material ist hier erstmalig verarbeitet worden. Der dänische Gesamtstaat, eine typische Erscheinung des 18. Jahrhunderts, geriet durch den Verlust Norwegens in schwere Krise. Als Ersatz für Norwegen gedachte man die Elbherzogtümer enger mit Dänemark zu verknüpfen, wenn möglich als Provinz dem Reiche einzugliedern. Inzwischen war jedoch das Land zwischen Königsaue und Elbe innerlich dem Dänentum ganz entfremdet worden. Der feingeistige Emkendorfer Kreis wurde zur Pflegestätte deutscher Kultur, und das just um diese Zeit erwachende deutsche Nationalbewußtsein erfaßte nun wie in Sturmeswehen die Einwohner Schleswig-Holsteins. Die konservativ-ständischen und die jüngeren liberal-demokratischen Kreise reichten sich jetzt die Hand, um gemeinschaftlich gegen die Dänisierungsbestrebungen aufzutreten.

Das Brandtsche Buch trägt selbstverständlich keine ausgesprochen geopolitischen Züge, aber es bedeutet gerade für unsere Zeit als das Buch der Deutschen Nordmark eine sehr wertvolle Gabe.

O. Preuße-Sperber, Deutschlands Auswanderungsfrage. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1924. VII und 56 Seiten.

Ein Auslandsdeutscher mit großer Welterfahrung ergreift hier das Wort, um dem deutschen Volke die Wichtigkeit der Auswanderungsfrage vor Augen zu führen und Mittel und Wege zu einer planvollen Regelung der unvermeidbaren deutschen Auswanderung zu weisen. Der Verfasser behandelt die Auswanderungsfrage vornehmlich vom praktisch-ökonomischen Standpunkt und polemisiert scharf gegen das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart und ähnliche Einrichtungen, die er für gänzlich überflüssig hält. Uns möchte scheinen, daß die

einseitige Betrachtung Preuße-Sperbers dem Problem nur zum Teil gerecht wird und einer Ergänzung nach der kulturellen Seite dringend bedürfte. Die Auswanderer sind doch eben nicht bloß „lebende Werbemittel zur Steigerung der heimischen Produktionskraft", sondern Glieder der deutschen Kulturgemeinschaft mit starken seelischen Belangen.

Gustav Braun, Die nordischen Staaten (Norwegen, Schweden, Finnland). Eine soziologische Länderkunde, Einführung und Grundlage. Verlag von Ferdinand Hirt, Breslau 1924. 124 Seiten, 7 Textkarten, 4 Tafeln, 45 Bilder.

Mit dem vorliegenden Buche hat sich der Verfasser insofern ein besonderes Verdienst erworben, als darin eine Fülle von Urmaterial (sehr viel davon ist nur in Norwegisch, Schwedisch oder Finnisch erschienen) verarbeitet und dem deutschen Leser zugänglich gemacht worden ist.

Braun behandelt stets nur die Gesamtheit der drei nordischen Staaten in ihrer Totalität und verzichtet einstweilen darauf, die einzelnen geographischen Glieder zu beschreiben. Er schildert eingehend die physische Geographie, betrachtet den Menschen und die Staaten und erfaßt schließlich die Nordländer als besonderen Lebensraum mit eigentümlicher Wirtschaftsstruktur. Den Titel einer „soziologischen Länderkunde" begründet Braun damit, daß die Staaten, organischen Wesen vergleichbar, soziale Gebilde sind und das Zusammenleben der Menschen in seiner geographischen Bedingtheit in den Vordergrund der Darstellung gerückt ist. Man hätte vielleicht ebensogut von einer biologischen Länderkunde sprechen können, denn Braun betrachtet Einfuhr und Ausfuhr als Stoffwechselerscheinung der staatlichen Lebewesen.

Die vielfach sehr originelle Methodik der Untersuchung und der erstaunliche Fleiß, der sich in ihr wiederspiegelt, verleihen diesem Werke Brauns als einem der besten deutschen Kenner der nordischen Welt einen hervorragenden Wert. Vielleicht könnte bei einer Neuauflage der Stil hier und da eine Belebung erfahren.

Werner Saar, Die Halbinsel Kola. Versuch einer kombinatorischen Landeskunde. Schriften herausgegeben von dem Institut für Finnlandkunde der Universität Greifswald. Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1923. 63 Seiten.

Die Halbinsel Kola hat in der deutschen Literatur bislang nur selten eine Behandlung erfahren. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß Saar uns eine kurz gefaßte Monographie dieses Gebietes geschenkt hat. Da die Quellen für eine Landeskunde von Kola nur spärlich fließen, sieht sich der Verfasser wiederholt genötigt, das fehlende Material zu ergänzen durch Vergleiche mit benachbarten Gebieten ähnlicher geographischer Struktur (daher der Untertitel „kombinatorische" Landeskunde!). Die physische Geographie (Morphologie, Klimatologie und Vegetation) behandelt der Verfasser mit einiger Ausführlichkeit. Sehr anschaulich ist dann aber im zweiten Teil auch die Besiedlung sowie Wirtschaft und Verkehr dieser dünn bevölkerten hochnordischen Halbinsel dargestellt. Die kleine Schrift füllt entschieden eine bislang oftmals empfundene Lücke aus.

Max Friederichsen, Finnland, Estland und Lettland, Litauen. Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau, 1924. 127 Seiten, 16 Karten, Pläne und 36 Bilder.

Friederichsen unternimmt in diesem Bändchen der „Jedermanns Bücherei" den dankenswerten Versuch, ein Bild der baltischen Staaten zu entwerfen. Er wendet sich nicht an den Fachmann, sondern im Sinne der Hirt'schen Sammlung an den breiten Kreis der geographisch Interessierten. Seine Darstellung behandelt die physisch-geographischen Eigentümlichkeiten der Lebensräume nicht mit derselben Ausführlichkeit wie die Kultur der Völker, die Wirtschaft, den Verkehr und die Siedlungen. Gerade dadurch wird sich das Büchlein in Laienkreisen

gewiß viele Freunde erwerben. — Der Darstellung von Finnland sind 55 Seiten, der von Estland und Lettland zusammen 38 Seiten, der von Litauen sogar nur 28 Seiten gewidmet. Vielleicht hätte man mehr Raum für die allgemeine Problematik gewinnen können, wenn man die einzelnen Städte nicht gar so behaglich-ausführlich schildern würde.

Hans Egede, Die Erforschung von Grönland. Bearbeitet von Dr. M. Heydrich. Sammlung „Alte Reisen und Abenteuer". Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig 1923. 158 Seiten, 2 Karten, 6 Abbildungen, 17 Tafeln.

Hans Egede wurde 1686 in Norwegen geboren, war mit 21 Jahren lutherischer Pfarrer und lebte von 1721—1735 als Missionar in Westgrönland. Neben seinem Tagebuch bietet die vorliegende Bearbeitung einen Abriß aus der Egede'schen „Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland". Die hierin enthaltenen Schilderungen zeichnen sich durch Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit aus und sind daher noch heute von gewissem Wert. Mit besonderer Liebe hat sich Egede den Eingeborenen gewidmet und ihre Sitten und Gebräuche, Sprache, Religion usw. erforscht. Seine Darstellung bedeutet den Beginn der modernen völkerkundlichen Reisebeschreibung auf wissenschaftlicher Grundlage.

Das Büchlein ist durchaus lesenswert und keineswegs bloß der reiferen Jugend zu empfehlen.

NEUERSCHEINUNGEN DES AUSLANDES

FRANKREICH, JAN.—FEBR. 1925.

I. Alte Welt.

Aboussouan, B.: Le Problème politique syrien. 324 Seiten. Le Chauny et L. Quinsac 25 fr.

Appell, Paul: Souvenirs d'un Alsacien. Payot 12 fr.

Arthuys, Jacques: Les Combattants. Le second „Cahier de la victoir". Nouvelle Librairie Nationale 7.50 fr.

Baumgartner: Le Rentenmark. 180 Seiten. Les Presses Universitaires de France 15 fr.

Baud-Bovy et Boissonnas: Des Cyclades en Crète, au gré du vent. Illustrations par l'héliogravure. J. Budry et Cie. 3000 fr.

Baraude, Henri: Aux pays du mirage. Syrie et Palestine. 16 pl. h. texte en couleurs. 160 Seiten. Soc. d'Editions géographiques, maritimes et coloniales 30 fr.

Bonnefon, Charles: Histoire d'Allemagne. Collect. les Grandes études historiques. 512 Seiten. A. Fayard et Cie. 10 fr.

Bittard, L., et Mortier, R.: La France vivante. XXVI—224 Seiten. Dunod 9.75 fr.

Canel, Léon: Une Solution inédite du Problème de la revalorisation du franc. 40 Seiten. Berger-Levrault 2.50 fr.

Cagneul: Le Bon de la défense nationale. 160 Seiten. Les Presses Universitaires de France 10 fr.

Cordon, Ezekiel: La Réforme monétaire dans la Russie des Soviets. J. Povolozky 5 fr.

Damon, Louis: Nos parlamentaires. 320 Seiten. H. Goulet 7.50 fr.

Driault, Edouard, et Lhéritier, Michel.: Histoire diplomatique de la Grèce de 1821 à nos jours. T. 1. L'insurrection et l'indépendance 1821—1830. XVI—476 Seiten. Les Presses Universitaires de France 30 fr.

Duboin, Jacques: Réflexions d'un „Français moyen". 128 Seiten. Payot 5 fr.

Fardet: Géographie de Loiret. G. Luzeray 3.50 fr.

Feyler, Colonel: La Campagne de Macédonie. 2 vol. J. Budry et Cie. Prix, le vol. 25 fr.

Fonville. R.: De la condition en France et dans les colonies françaises des indigènes des protectorats français. 176 Seiten. L. Chauny et L. Quinsac 12 fr.

Foignet, René: Manuel élémentaire de législation coloniale. 460 Seiten. Rousseau et Cie. 13.50 fr.

Gide, Charles: La Russie soviétique. Edit. de la Conciliation internationale 4 fr.

Harden, Maximilen: France, Allemagne, Angleterre. L'Ile de France 8.50 fr.

Henry, René: Témoignage pour les Alsaciens-Lorrains (12/19). 554 Seiten. Plon-Nourrit et Cie. 20 fr.

Herriot, Edouard: La Doctrine française. C. Bloch 4 fr.

Herriot, Edouard: Jean Jaurès. Payot 3 fr.

Hérubel, Marcel A.: Le Port de Roscoff. Etude d'économie maritime. Soc. d'Editions géographiques maritimes et coloniales 3 fr.

Judet, Ernest: Georges Louis. 320 Seiten. F. Rieder et Cie. Br. 8.50 fr.

Jung, E.: La Révolte Arabe. T. 2. Ch. Bohrer 8 fr.

Joffre, A.: Le Mandat de la France sur la Syrie et le Grand Liban. 150 Seiten. Libr. de la Société du Recueil Sirey 8.75 fr.

Lauvrière, Emile: La Tragédie d'un peuple. Histoire du peuple Acadien de ses origines à nos jours. 1200 Seiten. H. Goulet 75 fr.

Legendre, J.: Les Pétroles polonais. Les Champs pétrolifères galiciens. 80 Seiten. Libr. Desforges 10 fr.

Makryjannis, général: Histoire picturale de la guerre de l'indépendance hellénique. Portefeuille de 24 planches coloriées au pochoir. J. Budry et Cie. 1000 fr.

Marion, Marcel: Histoire financière de la France depuis 1715. T. 4. 1797—1818. 435 Seiten. Rousseau et Cie. Br. 75 fr.
franco 27.50 fr.

Mille, Pierre: L'Ecrivain. Caractères de ce temps. Libr. Hachette 6 fr.

Moch, Jules: La Russie des Soviets, situation générale. L'Ile de France 9 fr.

N.....: Morbihan. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Seine-Inférieure. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Calvados. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Côtes-du-Nord. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Ille-et-Vilaine. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Finistère. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Orne. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Manche. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Loire-Inférieure. Géographie départementale. Libr. Hachette 4 fr.

N.....: Mémoires du Général Cadorna. La Guerre sur le front Italien jusqu'à l'arrêt sur la ligne de la Piave et du Grappa. 442 Seiten. Charles-Lavauzelle et Cie. 30 fr.

N.....: Les Réformes politiques de la France. 169 Seiten. F. Alcan 10 fr.

N.....: Les Armées françaises dans la grande guerre. T. 1. La guerre de mouvement. Les préliminaires. La bataille des frontières. Opérations antérieures au 24 août 1924. 1510 Seiten. Imprimerie Nationale 175 fr.

N.....: Images de la Grèce et de la Serbie. Collection de sept albums illustrées par l'héliogravure: Athènes ancienne, Athènes moderne, Smyrne, Epire, Macédoine occidentale, Salonique, Serbie. J. Budry et Cie.
Br. l'album 12 fr.
luxe 15 fr.

Netchvolodow: L'Empereur Nicolas II et les Juifs. 410 Seiten. E. Chiron 15 fr.

Niboyet, J. P.: Répertoire pratique de droit et de jurisprudence d'Alsace et Lorraine. T. 1. (L'ouvrage comprenda 2 volumes.) 302 Seiten. Libr. de la Société du Recueil Sirey 100 fr.

Nowak, K. F.: Les Dessous de la défaite. 656 Seiten. Payot 25 fr.

Parisor, Robert: Histoire de Lorraine. Index général. 111 Seiten. A. Picard 8 fr.

Pignatel, Fernand: Jaurès, par ses contemporains. 224 Seiten. E. Chiron 7.50 fr.

Renard: Les Travailleurs du livre et du journal. T. I. 280 Seiten. G. Doin 10 fr.
T. II. 364 Seiten 10 fr.

Vandervelde, Emile: Histoire du parti ouvrier belge. 500 Seiten. L'Eglantine 20 fr.

Vandervelde, Emile: Les Balkans et la Paix. L'Eglantine 3 fr.

Valois, Georges: D'un Siècle à l'autre. Chronique d'une génération (1885—1921) Edition définitive illustrée par Jean Feildel. 300 Seiten. Nouvelle Librairie Nationale 12.50 fr.

Verhaegen, Paul: La Belgique sous la domination française (1792—1814). T. 2. Debuts du Directoire. 512 Seiten. Plon-Nourrit et Cie. 30 fr.

Wulfsohn et Wernlé: L'évasion des capitaux allemands. L'Ile de France 5 fr.

II. Indopazifische Welt.

Alaux, Jean Paul: Visions Japonaises. 160 Seiten. Devambez 15 fr.

Cros, Louis: Nouvelle-Calédonie et Tahiti pour tous. 544 Seiten. A. Michel 10 fr.

III. Amerika.

Becker, Colonel G.: Le Modernisme américain. L'Armée. Le Matérial. 40 Seiten. Berger-Levrault 2.50 fr.

Blasco Ibanez, Vicente: La Révolution mexicaine et la dictature militaire. 272 Seiten. Vuibert 7 fr.

Deladier: Nos Vieilles colonies d'Amérique. 70 Seiten. Vie Technique, industrielle, agricole, coloniale 8 fr.

IV. Afrika.

Carde: Afrique occidentale française. 130 Seiten, 120 illustr. Vie Technique, industrielle, agricole, coloniale 10 fr.

Delingette, capitaine G.: Carte du Sahara. Echelle 1 : 4000000 (80/100) 9 coul. Société d'éditions géographiques maritimes et coloniales 15 fr.

Juving, A.: Le Socialisme en Algérie. 297 Seiten. J. Carbonel 12 fr.

Gallieni, Maréchal: Un Noël au Soudan. 20 Seiten. Edit. du Monde moderne Br. 7 fr.

Gradis, Gaston: A la recherche du Grand Axe. Contribution aux études transsahariennes. IV—100 Seiten. Plon-Nourrit 7.50 fr.

N . . . . .: Carte du Congo belge et des territoires du Ruanda et de l'Urundi échelle 14 000 000 (68/70). Office de publicité à Bruxelles 4 fr.

Rivière, P. L.: Traités, codes et lois du Maroc. T. 2. Organisation du protectorat. 550 Seiten. Libr. de la Société du Recueil Sirey 70 fr.

Scott-Elliot, W.: Histoire de l'Atlantide. Illustrée de 4 cartes coloriées. 3e édition. 118 Seiten. La Famille Théosophique 7.50 fr.

V. Systematisches und Allgemeines.

Assolant, Commt Georges: Géographie maritime. Soc. d'édit. géographiques, maritimes et coloniales 3.50

Baldensperger, Fernand: Le Mouvement des idées dans l'émigration française. 2 volumes. Plon-Nourrit et Cie. 30 fr.

Balincourt, commandant de: Les Flottes de combat pour 1925. 736 Seiten. Soc. d'édit. géographiques, maritimes et coloniales 25 fr.

Busson, H., Fèvre, J., Hauser, H.: Les Principales puissances d'aujourd'hui. 603 Seiten. F. Alcan 15 fr.

Chaplet: Industrie du caoutchouc. 247 Seiten. J. B. Ballière et fils 12 fr.

Cauvet: Le Chameau. 784 Seiten. J. B. Baillière et fils 80 fr.

Colson, C.: Cours d'économie politique. Livre 1. Théorie générale des phénomènes économiques. Nouveau tirage avec un appendice. 523 Seiten. Gauthier-Villars et Cie. 20 fr.

Despaux, A.: Principes de dynamique monétaire. 534 Seiten. M. Rivière 20 fr.

Gile-Nicaud, Gilbert: Le Raid merveillaux de Pelletier d'Oisy. Paris, Tokio en avion. Plon-Nourrit et Cie. 8 Fr.

Lescure, J.: Les Réparations. La Conférence. 23 Seiten. Libr. de la Société du Recueil Sirey 3 fr.

Martonne, Emm., de: Traité de géographie physique. 4e édition entièrement refondue. T. 1. Notions générales, climat, hydrographie. 193 figures, 12 photographies, 2 carten en couleurs. XII—496 Seiten. Libr. A. Colin Br. 40 fr.

Nowak: L'Idée de l'autarchie économique. Etude d'histoire des doctrines. 148 Seiten. Les Presses Universitaires de France. 8 fr.

N . . . . .: Le Triomphe des forces économiques. 1914—1918. Soc. d'édit. géographiques, maritimes et coloniales 10 fr.

N . . . . .: 33e Bibliographie, Géographie 1923, sous la direction de Elicio Colin. 392 Seiten. Libr. A. Colin 30 fr.

Pelletier d'Oisy: Mon raid: Paris à Tokio. Ill. par Bouilaire. 120 Seiten. Ed. Champion 90 fr.

Renauld, Ernest: Histoire populaire de la guerre 1914—1919. T. 3. 820 Seiten. Tolra 7.50 fr.

Société des Nations: Annuaire militaire. Renseignements généraux et statistiques sur les armements terrestres, navals et aériens de 37 pays. 889 Seiten. Berger-Levrault Cart. 50 fr.

Velain, Ch.: Revue de géographie. T. 12—1924. 56 Seiten. Delagrave 23 fr.

Verantwortlich sind: Dr. F. Hesse, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Prof. Dr. K. Haushofer, München, Arcisstraße 30 / Prof. Dr. E. Obst, Hannover, Geibelstr. 24 / Studienrat Dr. H. Lautensach, Hannover, Freiligrathstr. 9 / Professor Dr. Maull, Frankfurt/Main, Franz Rückerstraße 23 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Saladruck Zieger & Steinkopf, Berlin SO 16, Köpenicker Str. 114